

Olivia Amon

Laut und Dreckig
Ein Streifzug durch die Liebig 34



Hamburger Papiere zur Designtheorie
und -forschung an der HFBK Hamburg

DENKEN ÜBER DESIGN

Olivia Amon

Laut und Dreckig
Ein Streifzug durch die Liebig 34

Bachelor-Arbeit im Studienschwerpunkt Design

Betreuende Professoren:
Jesko Fezer, Bettina Uppenkamp

Reihenherausgeber:
Jesko Fezer, Dr. Friedrich von Borries
Gestaltungskonzept: Friederike Wolf
Druck: Scharlau

Material 383-34
Materialverlag HFBK Hamburg
2022

Hamburger Papiere zur Designtheorie
und -forschung an der HFBK Hamburg



Inhalt

6
Einleitung

8
(A) Küchen

22
(B) Öfen

36
(C) Graffiti

52
(D) Dorfplatz

70
Fazit

Einleitung

Im Oktober 2020 wurde das Anarcha – queerfeministische Wohnprojekt Liebigstraße 34 im Berliner Bezirk Friedrichshain geräumt. Das Haus wurde im Sommer 1990 besetzt und war seit etwa 1999 Cis-Männer frei organisiert.

Mit der Räumung ist die dreißigjährige Geschichte der Liebig 34 zu Ende gegangen, und von dem politischen Hausprojekt ist nur noch ein ziemlich demoliertes Haus übrig geblieben. Damit steht die Liebig in einer Reihe mit mehreren vergleichbaren Projekten in Berlin. Innerhalb des letzten Jahres wurden das Kiezknepen Syndikat und die Meuterei geräumt, aktuell räumungsbedroht sind das Jugendzentrum Potse, das Hausprojekt mit Wagenplatz Köpi, das Hausprojekt Rigaer 94, der queere Wagenplatz Mollies, der Wagenplatz Diese-IA und einige weitere unkommerzielle Freiräume.

Das Private ist politisch, so lautete der Slogan der zweiten Frauenbewegung; und die Politisierung des Alltags war auch ein zentrales Anliegen der Hausbesetzer*innen seit Anbeginn des Häuserkampfes. Neben dem Bedarf nach Wohnraum ging es bei Besetzungen häufig auch darum, Räume für Utopien und alternative Formen des Zusammenlebens zu erkämpfen. Zusammen leben und zusammen arbeiten in einer Gemeinschaft abseits der Kleinfamilienform, abseits des Angestelltendaseins, abseits gesellschaftlicher Hierarchien; das war die Utopie vieler Hausbesetzer*innen der 70er, 80er und 90er Jahre.

Im Laufe der Zeit hat sich immer wieder herausgestellt, dass die Räume allein nicht ausreichen und das Teilen eines als politisch verstandenen Alltags eine sehr komplizierte und nie ganz abgeschlossene Aufgabe ist. Dennoch ist der physische Wohnraum die Grundvoraussetzung, um diese Utopie von Gemeinschaft umzusetzen. In dieser Arbeit möchte ich die Politisierung des Privaten im Kontext des Häuserkampfes aus dem Blickwinkel ihrer notwendigen physischen Hülle betrachten, dem Haus.

Am Beispiel der Liebig 34 möchte ich die Wechselwirkungen zwischen sozialen und gemeinschaftlichen Utopien, alltäglichen Realitäten und der Gestaltung des physischen Wohnumfeldes in einem politischen Wohnprojekt untersuchen. Wie drückt sich ein politischer Alltag in Gestaltung des physi-

schen Wohnraums aus? Wie kann Politik im eigenen Lebensraum verstanden und gelebt werden? Welchen Einfluss nehmen der physische Lebensraum und der politische Anspruch auf die Alltagsgestaltung?

Ausgegangen bin ich von der Frage, was nach der Räumung mit dem Haus passieren wird. Die Vermutung liegt nahe, dass es irgendwann saniert und anschließend dem Friedrichshainer Wohnungsmarkt zur Verfügung gestellt werden wird. Über die konkreten Sanierungsschritte lässt sich nur mutmaßen. Es ist anzunehmen, dass die grundlegenden Infrastrukturen des Hauses auf aktuellen Stand gebracht werden, z. B. durch Erneuerungen der Strom- und Wasserleitungen oder durch Ausbau der Kohleöfen und Einbau einer Zentralheizung. Vermutlich werden die Böden abgeschliffen und Gasherde durch Elektroherde ersetzt; vielleicht werden Grundrisse verändert, die Wohnungen verkleinert oder zusätzliche Küchen eingebaut werden. Höchstwahrscheinlich werden die Graffiti an den Wänden überstrichen und Barrikaden abgebaut werden.

Sicher ist, dass jeder Sanierungsschritt auch ein Stück Geschichte überschreibt. Das, was überstrichen oder ausgetauscht wird, sind Gestaltungs- und Nichtgestaltungsentscheidungen der ehemaligen Bewohner*innen; und es sind die Elemente, in denen sich Utopien und Realitäten einer alternativen Wohnform ausdrücken. Damit nimmt die Sanierung im kleinen Kontext des Hauses vor, was die fortschreitende Gentrifizierung und die Räumungen unkommerzieller Freiräume und alternativer Projekte im größeren Kontext der Stadt vollziehen.

Über einige Einheiten des Hauses, die im Zuge der Sanierung vermutlich verändert werden, habe ich Interviews mit ehemaligen Bewohner*innen der Liebig 34 geführt. Dabei habe ich versucht, herauszufinden, warum die Gestaltungsentscheidungen jeweils so getroffen wurden, welche Funktionen die physischen Einheiten im Haus erfüllt haben, und wie sie die Alltagserfahrungen der Bewohner*innen geprägt haben.

In dieser Arbeit werde ich Auszüge aus vier der Gespräche vorstellen; jeweils gegenübergestellt mit einem Essay, der Bezug nimmt auf die Geschichte des entsprechenden Bereichs im Kontext des Wohnens, sowie auf die übergeordneten politischen Themen, die sich aus den Gesprächen ergeben haben.

(A) Küchen

In der Liebig 34 gab es insgesamt 5 Küchen: eine im ersten Stock, zwei im zweiten Stock, und jeweils eine im dritten und vierten Stock. Pro Stockwerk gab es 9 Zimmer, die nicht immer alle bewohnt wurden; trotzdem wurde jede Küche immer von mindestens 5 Personen zugleich genutzt. Außerdem gab es in allen Küchen Gasherde, aber nicht in allen funktionierende Öfen; daher konnte in einigen Küchen nur mit den Gasherden geheizt werden.



A hat 2 Jahre in der L34 gewohnt, von Mai 2018 bis kurz vor der Räumung. Sie war in der 4. Stock-Küche. Sie wohnt nach wie vor gemeinschaftlich; jetzt in einem anderen FLINTA-Hausprojekt.

Wie habt ihr euch in der Liebig organisiert, was das Kochen und Essen angeht? War das gemeinschaftlich organisiert, gab es ein System dafür?

A Das war auf jeden Fall gemeinschaftlich. Für uns war immer klar, dass Essen zugänglich sein sollte. Das heißt, dass wir für Leute, die gerade zum Beispiel keine Kohle hatten, und das war häufig der Fall, trotzdem Zugänge schaffen. Da haben sich die Küchen unterschiedlich organisiert. Viel haben wir versucht, Essen für umsonst zu finden. Also, wir haben Foodsharing gemacht, wir haben bei Bioläden Sachen abgeholt und wir haben Tafelessen bekommen können.

Du hast im Vorgespräch erzählt, dass es gewisse Klischees über die verschiedenen Küchen gab. Kannst du ein bisschen näher erklären, was genau diese Stereotype über die Küchen jeweils waren?

A Also ich war im vierten Stock, und da war die Zuschreibung ganz klar: Da sind die Privilegierten, da sind die Akademiker*innen, da sind die Weißen, da sind die deutschsprechenden. Aber als ich in die Küche gezogen bin, war es auch voll die internationale Küche. Aber es gab immer die Diskussion über Powers Structures im Haus. Es gab im Haus immer Leute, die haben sehr viel politische Arbeit ins Haus gesteckt und Input gemacht, Output gemacht. Und diese Leute, die politisch viel gewuppt haben, waren auch immer in der vierten Stock in der Küche. Und haben dann halt in der Küche darüber diskutiert, und so ein bisschen die politische Ausrichtung des Hauses auch mitdiskutiert. Ich weiß, dass die Leute das auch heutzutage noch so denken, und das könnte ich vielleicht auch so sagen. Und ansonsten... Also, die zweite Stock Küche war auf jeden Fall eher so die internationale Küche. Und je nachdem, wie sauber die Küchen waren, wurde auch so ein bisschen gelabelt. Die anderen Klischees über die Küchen waren vielleicht so ein bisschen so: Da sind viele Leute, die sehr viel Party machen. Dann gab es so Küchen, wo viele Sexarbeiter*innen waren, die dann z. B. eher zusammen gehillt haben, oder so. Aber im Endeffekt würde ich sagen, das hat sich immer geändert, weil alle Leute auch häufig auch in anderen Küchen gehillt haben. Aber es gab diesen Mythos von der Küchen Einteilung, die seit Jahren so gewesen ist, und das ist irgendwie immer wieder hochgekommen.

Gab es Konflikte zwischen den Küchen?

A Es gab auf jeden Fall Konfliktlinien zwischen den Küchen. Es gab ja viele riesengroße Konflikte in diesem Haus, die ich alle nicht richtig mitbekommen habe, weil ich danach erst eingezogen bin. So das, was ich rekonstruieren

kann, gab es drei, vier Konflikte in den Jahren, wo es eine Spaltung im Haus gab und es wirklich so war: okay, jetzt zieht die eine Hälfte des Hauses aus, oder die andere Hälfte des Hauses zieht aus. Es gab ja auch so bisschen diese Diskussion, ich glaub während dem XY-Konflikt, dass man es in der Mitte spaltet und zwei Hausprojekte daraus macht, die Rigaer 97 und die Liebig 34. Weil Leute entweder zu der einen oder der anderen Person gehalten haben. Aber tatsächlich würde ich auch sagen... Es ist überall ein bisschen so. In jedem Hausprojekt in dem ich war, ist die Story so: »Und dann gab es nen großen Konflikt, und dann sind ganz viele Leute ausgezogen... Und oh, nicht schon wieder nen Konflikt, dann ziehen schon wieder alle Leute aus.« Und was nicht wirklich ein Konflikt war, aber auch manchmal schwierig war... Also, wir haben ja auch zum Teil Leute aufgenommen, die nicht unbedingt linke Szene sind, oder Subkultur oder so, sondern aus einer Notwendigkeit heraus da gewohnt haben. Bei uns in der Küche ist zum Beispiel eine Person eingezogen, die größere Traumata hatte, was ich auch voll unterstützte. Aber es war schon manchmal schwierig, wenn ich morgens um 7 vor der Schule Kaffee trinken wollte und mir erst mal angehört hab über Übergriffigkeiten und Grenzüberschreitungen, die passiert sind, und ganz viele krasse Geschichten. Das sind halt so Sachen, das war kein Konflikt, aber es war schon so: okay, hier ist das so ganz anders. Es ist gar kein Wohlfühl – Ich kann jetzt mal kurz chillen; sondern es ist bumm, bumm, bumm, die ganze Zeit.

Das klingt, als wäre im Haus auch viel Care Arbeit füreinander notwendig gewesen. Hat das eine Rolle gespielt in der Gemeinschaft?

A Ich glaube, es war immer sehr unterschiedlich. Also ich würde sagen, ich hatte in der Zeit, in der ich da gelebt habe, den größten emotionalen Support, den ich jemals gehabt habe. Aber ich hatte auch gleichzeitig echt Sachen erlebt, wo ich dachte: okay, hier ist grade echt niemand am Start. Dadurch, dass so viele Menschen beisammen gewohnt haben, und so viele Menschen, die einfach nicht zu den Gewinner*innen des Systems gehören, ist es häufig schwierig, sich in Relation zu setzen. Ich erzähle jetzt mal was sehr Persönliches: Ich hatte eine Abtreibung letztes Jahr. Ich habe das auch im Haus gemacht, und hab das so durchgestanden und bis auf ein, zwei Freundinnen niemanden involviert. Und jetzt hat in meinem Umfeld wieder eine Person eine Abtreibung, und voll viele Personen in meinem feministischen Freundeskreis kümmern sich und machen Care Arbeit. Das finde ich total schön, aber ich selbst hab gemerkt: Krass, also in dem Haus hab ich mir selbst den Raum nicht gegeben. Weil ich gar nicht mehr wusste, dass ich mir den Raum nehmen kann. Weil so viele Leute einfach die ganze Zeit Scheiße erleben. Es war ja ständig so, dass

Leute festgenommen worden sind oder andere krasse Erfahrungen hatten. Und da hat man sich selbst manchmal nicht den Raum genommen, zu sagen: ok, jetzt geht es gerade um mich, und ich fordere das jetzt gerade ein.

War es für dich empowerment, Solidarität so praktisch zu leben, oder eher überlastend?

A Es gab einige Leute, die sich das immer wieder neu aufgeholt haben, die ganze Care-Arbeit. Es gab Leute, die auch ihre Grenzen gekannt haben und gesagt haben, ok, diesmal kümmerge ich mich da jetzt nicht drum, weil ich nicht weiß, wie ich das hinkriegen soll. Also, ich würde schon sagen, dass dieses Haus sehr dafür prädestiniert war, dass Leute da burnouten. Aber ich glaube, das ist halt ein bisschen so in Relation zu sehen mit, für was hast du das getan? Und dafür war's das halt wert, so ein bisschen das Gefühl zu haben: wie könnte es aussehen, wenn wir alle so leben würden?

Was waren deiner Meinung nach die Wechselwirkungen von Care-Arbeit füreinander und politischer Arbeit im Haus und aus dem Haus heraus?

Würdest du die Care-Arbeit als Teil der politischen Arbeit verstehen?

A Ja, das verstehe ich so, und das haben auch im Haus viele Leute so verstanden. Ich glaube, das war aber auch ein Konflikt, dass Leute davon ein unterschiedliches Verständnis hatten. Und zum Beispiel manche Leute, die viel emotionale Arbeit geleistet haben, sich damit nicht gesehen gefühlt haben. Und ich glaube, was in der L34 auch immer ein Grundproblem war, war die Außensicht. Das heißt, dass viele Leute von außen gesagt haben: »Das ist voll das Drama-Haus, da passiert politisch ja gar nix«, oder so. Also einfach so komplett typische Bilder, während im Endeffekt halt super viel im Haus passiert ist, und dort viel Verantwortung übernommen worden ist. Ich sehe da immer das Paradebeispiel Rigaer 94/Liebig 34. Also dieser Unterschied in der 94, die eine krasse Einzelpolitik haben, wo nur Leute über Ecken reinkommen, und wenn sie Leute kennen. Da musst du dich bewiesen haben, und du musst zuverlässig und verbindlich sein, und musst viele Aufgaben übernehmen. Und in der 34 konnten halt im Endeffekt alle Personen einziehen, die nicht Cis-Männer sind, und mussten sich auch gar nicht beweisen.

Gab es in der L34 ein gemeinsames Verständnis davon, was man als Gemeinschaft leisten möchte, füreinander und nach außen?

A Ja, das würde ich auf jeden Fall sagen. Ich glaube, es ist uns allen irgendwie zusammengekommen, dass wir uns als Feministinnen bezeichnet haben und dass wir uns außerhalb von patriarchalen Machtstrukturen verstanden haben. Und da war es irgendwie schon so eine andere Art von Gemeinschaft, weil wir eben separatistisch waren, also weil wir ohne Cis-Männer gewohnt haben.

Das hast du natürlich auch im Alltag gesehen. Wir hatten dann zwischendrin auch so Regeln wie, wenn du mal nen Cis-Mann zu Besuch hast, dann begleite ihn zur Toilette, damit er nicht alleine durchs Haus läuft oder so. Also solche Sachen. In der patriarchalen Struktur, in der wir eigentlich sind, wo die Cis-Männer privilegiert sind, waren wir in dem Haus halt die, die gesagt haben, wie er sich zu verhalten hat. Sich abzugrenzen davon, hat auch viel Gemeinschaft ausgemacht.

In vielen Selbstbeschreibungen der L34 wird der Anspruch genannt, eine Alternative zur Kleinfamilie sein zu wollen. Inwie- weit konnte das so umgesetzt werden?

A Also ich glaube, das ist auch immer unterschiedlich, je nachdem, welche Jahre man betrachtet. Ich habe auch alte Fotos gesehen und hab da gesehen, dass da Kinder gewohnt haben. Aber ich hab das nicht erlebt, dass es wirklich ein Ding gewesen wäre von, okay, wir diskutieren jetzt mal radical parenthood. Oder wir quatschen darüber, wie wir eine Familie sein können, oder Verbindlichkeit zueinander schaffen können außerhalb von: Wir leben jetzt in diesem Haus und haben eine Räumung vor uns. Deswegen würde ich sagen, dass es meinem Anspruch nach eben nicht so war. Also, das Motto war eher, No Future. Aber ich bin ja auch extra deswegen eingezogen. Ich hab ja eigentlich einen relativ sicheren Mietvertrag gehabt, aber ich war in so militant feministischen Kreisen unterwegs und da war so ein bisschen der Call out: in der Liebig ziehen alle aus wegen der Räumung, und wie sollen die paar Leute diesen Kampf führen? Also bin ich sozusagen wegen der Räumung eingezogen.

Und wieso bist du aus der Liebig ausgezogen?

A Ich bin kurz vor der Räumung ausgezogen. Also, mir wurde ein Zimmer angeboten, und dann habe ich gesagt: Ok, ich zieh aus der Liebig aus. Und dann ist eine Woche später der Räumungstitel reingekommen. Der Grund zum Ausziehen war für mich, dass ich beschlossen hatte, meine Ausbildung weiterzumachen. Und gar nicht aus so Gründen wie, »ich möchte jetzt meine Zukunft planen«, sondern einfach, weil ich richtig Bock darauf hab, ein anderes Leben zu haben, ein strukturiertes Leben zu haben, und auf meine Gesundheit zu achten und so nen Scheiß. Das war alles gar nicht so richtig möglich in dem Haus. Und auch weil ich so ein bisschen frustriert war davon, dass ich in den zwei Jahren, in denen ich da gelebt habe, gefühlt alles 50 mal erlebt hab. Da ist mir so ein bisschen die Kraft ausgegangen. Zum Beispiel diese Kritik am vierten Stock, das war echt so ein Ding, das hat sich immer wiederholt. Es ist immer wieder hochgekommen. Und das Thema Verbindlichkeit und Zuverlässigkeit hat mich auch sehr frustriert. Also sowas wie, man muss Schutzschich-

ten machen, oder man muss zu den und den Plenata gehen, und es sind immer wieder die gleichen Leute, die das machen.

Und dann noch eine letzte Frage: Gab es für dich irgendeine eindrückliche Küchen Erfahrung, oder irgendetwas, was da Besonderes passiert ist?

A Es gibt viele Erinnerungen an schöne Momente, die ich nicht erzählen kann. Aber auf jeden Fall viele Frühstück Situationen, in denen ich so gar nicht rausgekommen bin. Also, wo es so war, ich wollte eigentlich nur kurz eine halbe Stunde frühstücken, jetzt sitze ich vier Stunden hier. Das ist sehr viel passiert. Und vielen anderen Leuten auch auf jeden Fall. Und die Küche war ja sehr kalt, weil die ja nicht geheizt worden ist. Und wie wir dann den Gasofen angemacht haben, damit es ein bisschen warm wird, und wir uns da alle so hingeworfen haben und Gesichtsmasken aufgetan haben, oder so. Also, so zu tun, als wäre das jetzt unser Wellnessbereich. Das sind solche Momente. Aber es ist so unglaublich viel passiert in den zwei Jahren, dass ich auch vieles vergesse.

Küchen als emotionale Räume

Personen aus der Liebig 34 und anderen Hausprojekten betreiben seit Anfang 2019 den Blog »cosycoldkitchentalks«, auf dem es um »soft words in rough times« geht und Beiträge in Text- und Fotoformat veröffentlicht werden.¹ Die Themen variieren; vieles dreht sich um die Räumung oder um Erfahrungen mit den Cops; fokussiert auf persönliche innere Vorgänge und Emotionen. In einem kurzen »about«-Text stellen die Autor*innen fest, im Radikallinken Diskurs eine »emotionale und ehrliche« Seite zu vermissen, denn:

»Being political active does often mean to not show any feelings of weakness or softness.« Der Blog soll genau dafür eine Plattform bieten: für emotionale Perspektiven auf den Kampf gegen Repression, für das Offenlegen von Verletzlichkeiten und Ängsten, für einen anderen Blickwinkel auf Aktivismus. Dass der Name des Blogs über emotionale Perspektiven auf die Küchen Bezug nimmt, ist bezeichnend; aus meiner persönlichen Erfahrung, wie auch aus literarischen oder filmischen Darstellungen, kenne ich Küchen in Wohnprojekten oder WGs fast immer als die Hauptorte von Gemeinschaft und sozialem Austausch. Ebenso wie aus der Blogbezeichnung, geht auch aus dem Interview mit A hervor, dass die Küchen in der Liebig oftmals genau diese Funktion erfüllt haben und in der Gemeinschaft als zentrale und besonders emotionale Räume gedient haben.

Spannenderweise geht A in ihrer Beschreibung der Sozialdynamiken im Haus rund um die Küchen sogar noch weiter: Die Bezeichnung der »Küchen« bezieht sich in Ihrer sprachlichen Verwendung nicht nur auf die physischen

Räume im Haus, sondern dient auch als Bezeichnung für verschiedene Gruppen innerhalb des Hauses. Die Verwendung des Wortes »Küche« als Beschreibung einer sozialen Untergruppe, die sich um ihren jeweilig geteilten Küchenraum gebildet hat, habe ich auch abseits des Interviews mit A von vielen Exbewohner*innen des Hauses gehört.

Auch in dem Interview mit D, die ab 1991 in der Liebig gewohnt hat, werden die Küchen erwähnt, und sie beschreibt, dass sich schon zu dieser Zeit zwei Küchen herausgebildet haben, die zweiter und die vierter Stock Küche, die sehr unterschiedliche Ausrichtungen hatten (die zweiter Stock Küche als die internationale und in ihren Worten »anarchistische« Küche, und die vierter Stock Küche, der offenbar hauptsächlich muttersprachlich deutsche Studierende mit Akademiker*innen Hintergrund angehörten). In Ds Erzählung kam es damals zu einem zunehmenden Dissens zwischen den Küchen, der bis zum Auszug eines großen Teils der zweiter Stock Küche führte; und sie beschreibt auch ihr Erstaunen, als sie bei ihrem Besuch in der Liebig 2015 feststellt, dass die Zusammensetzungen der Küchen immer noch eine gewisse Ähnlichkeit zur damaligen Zeit aufweisen. Ob die Zuschreibungen, die über die Küchen kursieren, zutreffen, oder ob es sich dabei, wie von A beschrieben, eher um einen überlieferten Mythos handelt, ist schwer zu beurteilen; ein gewisses Maß an Gruppenzugehörigkeitsgefühlen mit der eigenen Küche scheint es jedoch unstrittig gegeben zu haben, ebenso wie Unterschiede in politischen Orientierungen und Auffassungen zwischen diesen Gruppen. Das allein finde ich als Phänomen schon sehr interessant und sehe auch durchaus einen Zusammenhang zur beschriebenen Funktion der Küche als emotionalem Raum: Dass der Raum, an dem sich am häufigsten begegnet wird und der am meisten als Gemeinschaftsraum genutzt wird, auch der ist, der tendenziell als Positionierung im Haus genutzt wird; und dass die Menschen, mit denen er geteilt wird, als nächste peer group empfunden werden, finde ich naheliegend. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wieso Küchenräume so häufig eine solche emotionale Funktion in Gemeinschaften einnehmen; beziehungsweise, ob sich das überhaupt generalisieren lässt, oder ob es sich bei dieser Beobachtung nur um eine subjektive Erfahrung aus einer bestimmten Gesellschaftsgruppe handelt.

Sicher ist, dass die Gestaltung und Nutzung des Raums Küche (allein im germanischen Raum) eine lange und sehr abwechslungsreiche Geschichte hat und immer auch in engem Zusammenhang stand mit der jeweiligen Konzeption von Hausarbeit, der Rolle der Frau in der Familie und der Auffassung des Kochens an sich;² ebenso wie natürlich mit der sozialen Klasse. In seiner oben genannten Studie beschreibt Alphons Silbermann den Ursprung der Küche

in der multifunktionalen Feuerstelle, die über Jahrhunderte immer zentrales Element der sich mit der Zeit wandelnden Behausungen der nicht-adligen Bevölkerung war und lange Zeit nicht nur zum Kochen diente, sondern auch als Wärme- und Lichtquelle genutzt wurde.³

Die Entwicklung der Kochstätte zur Küche als einem spezialisiertem und aufs Kochen ausgelegtem Raum vollzog sich laut Silbermann vor allem während dem 19. Jhd. und wurde angestoßen durch die im Rahmen der Industrialisierung erfolgenden Auflösung des vorherigen Lebens- und Wohnmodells des »ganzen Hauses« als einer Einheit von Leben und Arbeiten im selben Haus.⁴ Zeitgleich setzte mit dem Anwachsen des mittelständischen Bürgertums auch eine Differenzierung der Sozialgruppen innerhalb der Bevölkerung ein und es entstand das Bedürfnis, diese soziale Abgrenzung auch gestalterisch und architektonisch auszudrücken. Dies äußerte sich unter anderem in der Abgrenzung des Küchenraums vom Wohnraum und der Herausbildung des »Esszimmers« im bürgerlichen Wohnkontext, die hier den Zweck hatte, das herrschaftliche Wohnen von Lärm und Gestank des Kochvorgangs und der Präsenz der Küchenangestellten zu separieren.⁵ Beim Kleinbürgertum und den Arbeiter*innen hingegen diente die Küche weiterhin als hauptsächlichlicher Aufenthalts- und Gemeinschaftsbereich, in dem neben unterschiedlichen Haushaltstätigkeiten auch gespielt, Besuch empfangen und teilweise auch geschlafen wurde. Silbermann verweist zudem auf Unterschiede in der Gestaltung der Küchen Ende des 19. / Anfang des 20. Jhdts.: während die ideale Küche des Großbürgertums als ein rein den Angestellten vorbehaltener Raum vor allem hygienisch wirken sollte und hauptsächlich in weiß gehalten war, war die proletarische Küche aufgrund ihrer Funktion als Allzweckraum auf Wohnlichkeit ausgerichtet und von natürlichen Farben und Holzmöbeln dominiert. Hier war die Sitzgruppe der Mittelpunkt des familiären Lebens.⁶

In den zwanziger Jahren des 20. Jhdts. änderte sich aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage die Rolle der Frau im Haushalt wiederum; der Anteil der erwerbstätigen Frauen stieg stark an und damit auch ihre Doppelbelastung in Bezug auf Berufstätigkeit und Haushaltsführung.⁷ In der Architektur der Küche drückte sich dies durch eine zunehmende Funktionalisierung aus: mit einer die Arbeitsschritte unterstützenden, durchrationalisierten Einrichtung sollte der Frau die Küchenarbeit erleichtert und Zeitersparnis ermöglicht werden.

In diesem Zusammenhang wurden in der Weimarer Republik die ersten Einbauküchen produziert; eine deutliche Entscheidung gegen die Wohn- und für die Arbeitsküche.⁸ Wie emanzipatorisch diese Küchengestaltung tatsächlich war, bleibt fraglich, da zum Einen natürlich der selbstverständliche Bezug

auf die Haus»frau« und ihre Küchen- neben der Erwerbsarbeit eine starke Naturalisierung der weiblichen Care Arbeit als sogenannter »Liebesarbeit« an Mann und Familie⁹ darstellt, und zudem die damalige Erwartung war, dass die Frau ihre eventuell durch die funktionelle Küchengestaltung gewonnenen Zeittelressourcen nicht in Muße, sondern in die Beziehungsarbeit mit den Kindern steckte.¹⁰ Ab den 70er Jahren setzte mit einer Neubewertung des Kochens als einem nun auch für Männer interessantem »Hobby« mit dem sich nun kulturelles Kapital ausstellen ließ und das als kommunikativer und kreativer Akt gewertet wurde, auch eine Trendwende zurück zur Wohnküche ein. Diese Veredelung des Kochens verschleierte natürlich den Unterschied zwischen dem immer noch hauptsächlich weiblichem Alltagskochen und dem gelegentlichen Kochen der Männer als großem Schöpfungsakt.¹¹ Mit der aufkommenden Wiederentdeckung der Wohnküche für alle sozialen Schichten lässt sich der Bogen in die heutige Zeit schlagen: auch wenn es aktuell sehr schwer ist, ein einheitliches Bild der modernen Küche zu zeichnen, da Ess- und Kochgewohnheiten stark variieren, wie auch die unterschiedlichen Küchengestaltungen, die in Alt- und Neubauten vorhanden sind, unterschiedliche Nutzungen begünstigen¹² ist das Konzept der Wohnküche dennoch nach wie vor verbreitet. Wie die Küche heutzutage gestaltet und genutzt wird, ist wohl immer noch eine Frage der sozialen Schicht; wobei festzuhalten ist, dass die Küche als Aufenthaltsraum gewissermaßen wiederentdeckt wurde.

Interessant ist auf jeden Fall der Vergleich, der sich anbietet zwischen der Nutzung heutiger WG-Küchen und der Beschreibung der proletarischen Küche des 18. Jhdts.: Die Funktion der Küche als Allzweckraum und hauptsächlichem Gemeinschaftsraum, das Empfangen von Besuch in der Küche und die Überschneidung der unterschiedlichsten Tätigkeiten, von Haushaltstätigkeiten bis hin zu Spielen und Schlafen, entspricht vollständig dem Verständnis von Küchennutzung, das ich aus meinem persönlichen Umfeld kenne; genauso wie auch die auf Gemütlichkeit fokussierte Einrichtung und die Funktion der Sitzgruppe als Zentrum des gemeinschaftlichen Lebens.

Politische Care - Arbeit

Die zuvor beschriebene Mehrdeutigkeit, mit der A das Wort »Küche« benutzt, findet sich auch in Bezug auf das Wort »Haus« wieder. Der Begriff »Haus« wird von ihr, abgesehen von der Verwendung für das Gebäude in der Liebigstraße 34, auch immer wieder in Bezug auf das Politprojekt verwendet; zum Beispiel, wenn A von der »Außensicht auf das Haus« spricht, als: »... voll das Drama-Haus, da passiert politisch ja gar nix«. Zugleich nutzt sie die Bezeichnung

des Hauses auch als Begriff für die Gruppe der Bewohner*innen des Hauses, für und in der Care Arbeit stattfindet, zum Beispiel in der zweiten Hälfte desselben Satzes: »... während im Endeffekt halt super viel im Haus passiert ist, und dort viel Verantwortung übernommen worden ist.«

Dass der Begriff »Haus«, der im allgemeinen Sprachgebrauch eine sehr klar umrissene Bedeutung als Wort für physischen Raum und gebaute Form hat, hier um die Dimensionen der sozialen Gruppe sowie des politischen Projektes erweitert wird, implementiert für mich eine besondere Konzeption von »Raum«: hier wird der Raum nicht nur physisch gedacht, sondern auch als eine zwischenmenschliche Erfahrung, sowie auch als symbolische Form im Rahmen des politischen Projektes.

Die Verschmelzung der Dimension des Politischen mit dem physischen Wohnraum, in dem sie stattfindet, die in diesem Sprachgebrauch deutlich wird, ist interessant, aber zugleich bei einem politischen Wohnprojekt auch gewissermaßen nicht wegzudenken. In den Küchen bildet sich diese Verzahnung sehr direkt ab; unter anderem in Bezug auf den politischen Dissens zwischen einzelnen Küchen, oder auch den Konflikt um »power structures« und die Feststellung, die 4. Stock Küche dominiere die politische Ausrichtung des Hauses in dort stattfindenden Diskussionen. Auch im direkten Bezug auf die, in den Küchen stattfindenden Kerntätigkeiten des Kochens und Essens wird dies deutlich, in dem Anspruch, das Essen für alle Mitbewohner*innen zugänglich zu machen, auch wenn diese kein Geld zur Verfügung haben. Was so einfach klingt, ist meiner Auffassung nach doch als Ausdruck der politischen Haltung des Projekts zu verstehen. Das treffendste Beispiel für die Auflösung der Trennlinien zwischen Alltag und Politik ist jedoch wohl As Erzählung über emotionale Arbeit für Mitbewohner*innen, die bereits mit dem Kaffeetrinken am Morgen zusammenfällt.

Ein Verständnis der politischen Dimension von Care-Arbeit und emotionaler Arbeit im Kontext feministisch-separatistischen Hausprojekten lässt sich aus verschiedenen Blickwinkeln herleiten. Zunächst lohnt ein kurzer Blick auf die Geschichte von separatistischen FLINTA-Organisationsstrukturen in Bezug auf Wohnkontexte wie auch sonstige politische Arbeit.

Die Häuserkampfbewegung entstammt ursprünglich der Politisierung des Alltags; in logischer Konsequenz daraus wurde das Zusammenleben in Besetzungen von Anfang an stark politisiert und die Strukturen diskutiert.¹³ Trotzdem wurden in den Gemeinschaftsstrukturen in besetzten Häusern, Kommunen und WGs sowie auch in gemischten Polit-Gruppen die patriarchalen Unterdrückungsmechanismen der Restgesellschaft offenbar sehr ausgeprägt

reproduziert. Es gibt zahllose Berichte über Erfahrungen von sexistischem Verhalten, Übergriffen oder anderen Formen der patriarchalen Unterdrückung, die FLINTA-Personen in gemischten Wohn- oder Polit-Zusammenhängen seitens ihrer Genossen erfahren (und auch heute noch erfahren). Ein gutes Beispiel einer umfassenden Schilderung solcher Erlebnisse aus den Anfängen der Häuserkampfbewegung ist die Broschüre »Frauenbewegung und Häuserkampf – unversöhnlich?« vom Frauencafe Moabit (1982).¹⁴

Neben sexualisierten Übergriffen, die in der Szene damals wie heute ein großes Problem waren und sind, beziehen sich die geschilderten patriarchalen Muster innerhalb der Gemeinschaften sehr oft auf Rollenverteilung. Die Frauen wurden auch im Häuserkampf häufig auf Reproduktionstätigkeiten festgelegt. So wird z. B. geschildert: »Frauen in gemischtbesetzten Häusern haben oft Schwierigkeiten mit dem Rollenverhalten der Männer: Männer erledigen meistens Arbeiten wie Renovierung [. . .], Öffentlichkeitsarbeit, Gespräche mit Behörden und ähnliches. Frauen werden oft gezwungen, die üblichen Hausarbeiten wie kochen, spülen, putzen zu verrichten, Flublätter zu verteilen, oder andere leichte, nicht so wichtige Arbeiten zu erledigen.«¹⁵ Diese Rollenverteilung war durchaus auch auf emotionale Arbeiten bezogen: oftmals mussten Frauen auch für psychische Reproduktionsarbeit herhalten. Hierzu in der Broschüre des Frauencafe Moabit: »Es ist nicht nur die psychische Reproduktionsarbeit – Streicheleinheiten verteilen, um die ›harten Männer‹ wieder in den ›street-fight‹ zu schicken -, sondern mindestens die Verantwortung für die Organisation des Haushaltes und der Hygiene, die an den Frauen hängen bleibt.«¹⁶ Die hier anklingende Macker militanz, also die Fetischisierung von vermeintlich »männlich«-militantem Verhalten und Auftreten in der linken Szene, während Gefühle von Angst oder Schwäche tabuisiert werden, war eine andere große Debatte, die vor Allem in den 80ern und 90ern besonders intensiv geführt wurde, und im Rahmen derer viele FLINTA-Personen sich entschlossen, sich separatistisch zu organisieren, ebenso wie die anhaltende Frustration über Genossen, die das Patriarchat als Nebenwiderspruch sahen und sich dementsprechend weigerten, die eigene Position und das eigene Verhalten zu reflektieren.¹⁷

Angesichts dieses historischen Ursprungs von FLINTA-Besetzungen liegt es gewissermaßen auf der Hand, dass mackerige und patriarchale Verhaltensweisen nicht in die eigenen Strukturen übernommen werden sollten und es daher zum Kern einer feministischen Ausrichtung gehört, emotionalen Themen mehr Raum einzuräumen.

Und auch abseits der linken Szene ist die Thematik von Care- oder Reproduktionsarbeit schon lange ein großes Thema in feministischen Diskursen. Im

Folgenden will ich versuchen, die verwendeten Begriffe von Care-Arbeit, Reproduktionsarbeit und Beziehungsarbeit etwas klarer voneinander abzugrenzen

In ihrem Buch »Care Revolution« (2015) erklärt Gabriele Winkler den Begriff der Reproduktionsarbeit als Bezeichnung für Arbeit, die nicht entlohnt ist, aber dennoch unerlässlich für den Erhalt der menschlichen Arbeitskraft ist und damit auch eine zentrale Rolle im kapitalistischen System einnimmt.¹⁸ In diesem Kontext steht auch die »Wages for Housework«-Kampagne die Silvia Federici im Jahr 1975 initiiert hatten, um durch die Forderung nach Lohn für Reproduktionsarbeit diese zunächst einmal überhaupt als eine Arbeit sichtbar zu machen, und zu entmystifizieren, dass es sich dabei keinesfalls um Tätigkeiten handelt, die in der »Natur« der Frau lägen, sondern schlichtweg um eine Rolle, die der Frau im kapitalistischen System aufgezwungen wurde, da es ohne diese unbezahlte Arbeit nicht Mögliche wäre, ein Mehrprodukt zu erwirtschaften.¹⁹ Im Gegensatz zu dieser Analyse der kapitalistischen Verwertbarkeit von Hausarbeit, fokussiert sich der in den 90er Jahren aufkommende Begriff der Care Work Winkler zufolge stärker auf die Machtstrukturen und Sozialdynamiken, denen diese Arbeit unterliegt, und umfasst sowohl unbezahlte als auch bezahlte Sorgetätigkeiten. Die Betonung in der Debatte um Care work liegt vor Allem darauf, dass diese Arbeit, ob sie nun im familiären/häuslichen Kontext stattfindet, oder als bezahlte Dienstleistung, hauptsächlich von FLINTA-Personen ausgeübt wird und dass ihr keine ausreichende Anerkennung als »Arbeit« zugesprochen wird.²⁰

In ihrem Text »Der Preis der Liebesmüh« geht Emma Dowling spezifischer auf den Begriff der Arbeit in persönlichen Beziehungen ein.²¹ Dowling zufolge erkennt die idealisierte Erzählung von zwei »aufgeräumten« Menschen, die sich als zwei völlig autonome Wesen begegnen, die Realität der meisten Beziehungen, die keinesfalls von selbst laufen, sondern deren Führung und Erhaltung sehr viel Arbeit erfordern. Bei dieser Arbeit handelt es sich vor Allem um das Übernehmen von Verantwortung für die Gefühle des Gegenübers, um Bestätigung, das Teilen von Sorgen und das Ausgleichen von Spannungen;²² emotionale Anstrengungen, die Dowlings Analyse zufolge in Heterobeziehungen überdurchschnittlich häufig von Frauen übernommen werden. Die Begründung für dieses eklatante Ungleichgewicht erklärt Dowling als ein Überbleibsel aus Zeiten, in denen klassischerweise Männer das Familieneinkommen verdienen, während die häusliche Frauenarbeit weder bezahlt noch gewertschätzt wurde.²³ Damit erklärt Dowling die emotionalen Beziehungsarbeiten gewissermaßen zu einem Aspekt der Care Tätigkeiten und schlägt so den Bogen zwischen der Unsichtbarkeit und mangelnder Wertschätzung für diese Tätigkeiten und der

Naturalisierung der emotionalen Arbeiten, die von Frauen in zwischenmenschlichen Beziehungen getan werden. Mit der altbekannten Argumentation, Frauen seien einfach empathischer, liebevoller und weicher, es liege in ihrer Natur, sich zu kümmern, wird also zum einen die Anstrengung verschleiert, die dieses Sorgetragen erfordert; und zum Anderen die kapitalistische Bedeutung der physischen wie auch psychischen Reproduktionsarbeit verleugnet. Dowling stellt konsequenterweise fest: »Arbeit wird [...] feminisiert, um ihre Nichtbezahlung zu rechtfertigen.«²⁴ Die hier beschriebene ungleiche Verteilung von emotionaler Arbeit in zwischenmenschlichen Beziehungen, lässt sich genau so auch in den bereits oben beschriebenen Erfahrungsberichten aus gemischten Polit- oder Wohnkontexten wiederfinden, wenn Beispielsweise (hier aus dem Kontext der Antifa-Arbeit) beschrieben wird:

»Emotionen werden den Kumpels vor der Gruppe nicht gezeigt, denn das können sie ja in ihren Hetero-Zweier-Beziehungen. Von den Frauen wird immer erwartet, dass sie Verständnis für die Typen aufbringen und sie trösten. Der Typ geht auf Aktion, lässt sich hinterher von der Freundin die Wunden lecken, nutzt sie zum Ausheulen und Erzählen von tollen Heldenstories.«²⁵

Oder auch: »Meistens werden auch Frauen mit den Gefühlsproblemen der Männer beansprucht; d. h. Männer erwarten eher von Frauen eine Hilfe bei ihren Problemen als bei Männern.«²⁶

Emma Dowling kommt in ihrem Text zu der Erkenntnis, dass: »unsere sozialen Beziehungen kollektiver Verantwortung einfordern«,²⁷ und schließt schlussendlich mit einer Erinnerung an die politische Dimension des Privaten: Dass also die Anerkennung und, darauf folgend, die Überwindung der Ungleichheit in den persönlichen Sorgebeziehungen der erste Schritt ist, um eine Überwindung von Ungleichheit und Prekarität auch im übergeordneten Kontext zu ermöglichen.²⁸ Unter diesem Gesichtspunkt wird deutlich, welche politische Dimension auch die Care Arbeit innerhalb der Liebig 34 hat.

Zum Selbstverständnis in Bezug auf das kollektive Sorgetragen und den Anspruch der Überwindung patriarchal geprägter Kleinfamilienstrukturen durch die Herstellung von größeren Zusammenhängen der Verantwortlichkeiten, sagen Bewohnerinnen der Liebig 34 im Interview mit Telepolis vom August 2020: »Es ist der Traum von kollektiver Verantwortung füreinander [...]«²⁹ Und auch auf die konkrete Umsetzung dieses Ideals durch eine bewusste Wertschätzung von Emotionen der vermeintlichen »Schwäche«, und der gemeinsamen Arbeit an und mit diesen Emotionen, wird in dem Interview Bezug genommen mit den Worten: »Wir versuchen immer, auch eine feministische Praxis zu haben. Das heißt auch miteinander und durcheinander Kraft

zu schöpfen. Wir reden über unsere Ängste und versuchen, diese gemeinsam aus dem Weg zu schaffen oder eben auch diese zu respektieren. [...] »Wir sind nicht nur die starken feministischen Kämpfer*innen, sondern auch verletzlich und ängstlich. Im Kampf um die Verteidigung unseres Hauses gibt es auch verschiedene Arbeiten, da ist die emotionale Arbeit, die Sorgearbeit, kreative Arbeit und und und. Das versuchen wir alles gleichwertig zu behandeln und anzuerkennen.«³¹

Im Hinblick auf die über 50jährige Kontinuität des feministischen Diskurses um die politische Dimension des privaten Lebens, der persönlichen Beziehungen und der darin geleisteten Care- und Reproduktionsarbeiten, erscheint die von A geschilderte Außensicht auf das Haus als »Drama-Haus« in dem »nix passiert« umso skurriler. Und auch die Forderung des Blogs »Cosycoldkitchentalks« nach einer emotionalen Perspektive auf radikal-linke Politik wird dadurch noch einmal bestätigt. Leider sind softe Worte wohl immer noch rebellisch.

- | | | |
|--|---|---|
| 1 https://cosycoldkitchentalks.noblogs.org | 13 Amantine, »Das Private ist Politisch« – Häuserkampf und Gender«, in: <i>Femina Politica</i> 1/2012, Verlag Barbara Budrich, S. 132 | 21 Dowling, Emma: »Der Preis der Liebesmühe. Die politische Ökonomie der Intimität«, in: Bärtsch, Drognitz, Eschenmoser, Grieder, Hanselmann, Kamber, Rauch, Raunig, Schreibmüller, Schrick, Umurungi, Vanecek (Hg.): »Ökologien der Sorge«, transversal texts, Wien 2017, S. 129- 136. |
| 2 Silbermann, Alphons: »Die Küche im Wohnerlebnis der Deutschen«: Springer, 1995, S.11 | 14 Frauencafe Moabit: »Frauenbewegung und Häuserkampf – unver-söhnlich?«: Verein für Frauenkommunikation Moabit e.V., Berlin, 1982 | 22 Dowling, 2017, S.133 |
| 3 Silbermann 1995, S.12 | 15 Frauencafe Moabit, 1982, S. 38 | 23 Dowling, 2017, S.133 |
| 4 Silbermann 1995, S.12 | 16 Frauencafe Moabit, 1982, S.41 | 24 Dowling, 2017, S.134 |
| 5 Silbermann 1995, S.13 | 17 Herausgeber_innenkollektiv: »Fantifa – feministische Perspektiven auf antifaschistische Politik«: Edition Assemblage, 2013, S. 33 | 25 Herausgeber_innenkollektiv, 2013, S.52 |
| 6 Silbermann 1995; S. 17-20 | 18 Winkler, Gabriele: »Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft«: transcript Verlag, 2015, S. 17-19 | 26 Frauencafe Moabit, 1982, S.38 |
| 7 Silbermann 1995, S.23 | 19 Federici, Silvia: »Wages against Housework«: Power of women collective / Falling Wall Press, 1975, S. 4-5 | 27 Dowling, 2017, S.134 |
| 8 Silbermann 1995, S.21 | 20 Winkler, 2015, S. 22-23 | 28 Dowling, 2017, S.135 |
| 9 Hanisch / Widrich: »Architektur der Küche«, in: Miklautz/Lachmayer/Eisendle, »Die Küche – zur Geschichte eines architektonischen, sozialen und imaginativen Raums«: Böhlau 1999, S. 26 | 29 Malachowski, Marcel: »Es ist der Traum von kollektiver Verantwortung füreinander«. Interview mit ehemaligen Bewohner*innen der L34, in: Telepolis, 12.08.2020; https://www.heise.de/tp/features/Es-ist-der-Traum-von-kollektiver-Verantwortung-fuereinander-4868571.html | 30 Malachowski, 2020 |
| 10 Silbermann, 1995, S.25 | | |
| 11 Hanisch / Widrich in: »Die Küche«, S. 42 | | |
| 12 Leicht-Eckardt, Elisabeth: »Ausstattungsvarianten und Nutzungsformen von Küchen vom achtzehnten Jahrhundert bis heute«, in: Miklautz/Lachmayer/Eisendle: »Die Küche«, S. 198 | | |

(B) Öfen

In der Liebigstraße 34 gab es keine Zentralheizung; das Heizen wurde ausschließlich durch Kachelöfen und Allesbrenner bestritten.



B hat ca. 3 Jahre in der Liebig 34 gewohnt, von Sommer 2015 bis 2017. Er war in der 2. Stock Küche. B. wohnt jetzt alleine in einer Anderthalbzimmerwohnung. Er fantasiert mittlerweile wieder öfters darüber, gemeinschaftlich zu Wohnen; aber vielleicht nicht in einem gemeinsamen Haus, sondern eher auf einer großen Wiese, auf der jede Person ihr eigenes kleines Haus hat und die Tür zumachen kann, wenn sie die anderen nicht mehr sehen kann.

Wie habt ihr das Ofenheizen in der Liebigstraße generell so organisiert?

B Das Haus hat einen Kohlenkeller. Wir haben im Sommer immer vorbestellt, weil es dann günstiger ist, und dann gab's im August eine große Kohlenlieferung. Also, wir haben zusammen diesen Kohlenberg angeschafft und dann hat sich jede Person einzeln die Kohlen Hoch geschleppt. Jede Person war dafür verantwortlich ihr eigenes Zimmer zu heizen, je nach Bedarf und Wunsch, und Gemeinschaftsräume wurden auch von denen geheizt die sie nutzen wollten. Und wenn niemand geheizt hat, wurde der Raum halt weniger genutzt, und wenn geheizt wurde, dann war mehr los. Das bedingt sich auch immer so gegenseitig: In der 2. Stock Küche zum Beispiel gab's sowieso relativ viele Leute, die sich oft in der Küche aufgehalten haben und einfach mal stundenlang gesessen und gequatscht haben. Und die haben natürlich dann auch geheizt. Gleichzeitig, wenn da schon geheizt ist, dann bleibt auch mal noch eine dritte Person irgendwie stehen und verquatscht sich noch ein bisschen mit. Gab auch dann immer mal den Scherz: jetzt sollten wir einfach alle in einem Raum schlafen und so ein großes Matratzenlager machen. Das stieß nicht auf so viel Begeisterung, weil auch nicht alle im Haus so eng miteinander sind, dass sie unbedingt eine große Übernachtungsparty haben wollen.

Man sagt ja, dass das Heizen mit Kohleöfen auf die Dauer relativ gesundheitsschädigend ist und natürlich auch umweltmäßig nicht so toll.

War das ein Thema für euch?

B Naja, wir hatten ja keine andere Wahl. Es gab schon viel Angst vor Kohlenmonoxid, weil, das Zeug riechst du nicht, und es kann ganz gewaltig gesundheitsschädlich bis tödlich sein. Deswegen hatte man schon manchmal Angst, dass andere Leute im Haus das mit dem Ofenheizen falsch machen könnten. Man muss das richtig machen, man darf die Öfen nicht kaputt machen, man muss die regelmäßig putzen, eventuell mal reparieren. Also da steckt schon viel Arbeit drin. Und ja, ökologisch... Was willst du machen? Wenn dir das Haus gehört, dann kannst du sagen: Okay, wir kümmern uns um irgendeine Finanzierung, wir investieren, um eine ordentliche, vernünftige Heizungsanlage einzubauen. Das kannst du aber nicht machen, wenn du immer das Damoklesschwert über dir hängen hast, dass du das Haus sowieso in paar Jahren verlierst.

Das lohnt sich einfach nicht. Das hab ich immer wieder gemerkt, das Haus hatte halt immer diese Vergeblichkeit gewissermaßen. Hing immer so drüber. Klar, es gibt Schimmel an allen Ecken und Enden, und man sollte vielleicht etwas gegen den Schimmel tun. Aber man kann jetzt nicht die gesamte Wand komplett neu machen, weil kostet Geld und würde sich erst in 5 Jahren oder so auszahlen. Und diese 5 Jahre gibt's wahrscheinlich einfach nicht.

Würdest du sagen, das Ofenheizen hatte auch etwas Identitätsstiftendes oder Schönes, oder war es eigentlich hauptsächlich nervig?

B Ich hab öfter mal versucht, Infos im Internet zu finden, und dann findest du da irgendwelche Artikel übers Ofenheizen. Und diese Artikel haben immer erst mal einen Absatz darüber, wie romantisch und gemütlich und lifestylemäßig toll das doch ist, wenn man sich vor diesen Ofen setzen kann. Und ich dachte mir so: Alter, ich habe nicht eine Zentralheizung und nebenbei heize ich aus Romantik mit dem Ofen; ich erfriere, wenn ich das Ding nicht heize. Und ich möchte gerade eigentlich nur ne Info finden, wie verhindere, dass Kohlenmonoxid entsteht, das mich tötet, ohne dass ich es merke. Scheiß auf meinen Lifestyle. Ja, das ist was Schönes; und so ein echtes Feuer zu haben ist auch toll. Aber diese Romantisierung geht dann doch meistens relativ verloren. Weil du musst das Ding auch anheizen, wenn du krank bist. Du musst es auch anheizen, wenn du acht Stunden gearbeitet hast. Und du kommst nach Hause, und dein Ofen ist kalt. Es sei denn, jemand hat für dich geheizt, was eine nette Geste manchmal war. Aber, also, identitätsstiftend insofern höchstens, dass günstig leben mit einem Preis kommt, und dass man weniger Geld bezahlt, aber dafür mehr Arbeit hat mit allem. Und dass DIY ja immer damit einhergeht, dass man eben Dinge tun muss, die woanders entweder jemand anders macht, oder die einfach schon automatisiert sind, weil der Rest der Welt ein bisschen weiter ist als so ein altes Haus. Ich hab mich dann zum Beispiel viel damit beschäftigt und ein Manual geschrieben zu den Allesbrennern, wie die aufgebaut sind, und wie man die bedient, und was man vermeiden sollte, und hab dann auch Leuten gezeigt, wie ihr Ofen funktioniert oder sowas. Also ich würde nicht sagen identitätsstiftend, aber es passt in diese Identität so ein bisschen rein. Von DIY, und wir machen alles selber und wir haben niemanden, der*die es für uns macht, und wir haben auch nicht die Infrastruktur, die das ermöglichen würde. Aber ich glaube, dass es durchaus auch angenehm und positiv wäre, und nicht unbedingt die Identität kaputt machen würde, wenn man eine Zentralheizung in so einem Haus einbauen würde.

Wieso bist du in die Liebigstraße eingezogen?

B Ich musste aus meiner WG ausziehen, weil ich von einem Ex gestalkt wurde.

Deshalb musste ich irgendwo hinziehen, wo er nicht weiß, wo ich wohne, und wo ich auch sicherer bin. Er hats zwar irgendwann rausgefunden, frag mich nicht wie. Aber zum Glück gibt es in diesem Haus genügend toughe Feministinnen, die ihn weggejagt haben. Also ich bin dort tatsächlich hingekommen als eine Art Schutzraum. Da durfte ich erst mal untermieten, und dann habe ich nach ein paar Monaten gefragt, ob ich einziehen darf und die Probezeit angefangen. Und dieses Haus, was Feminismus und queer wirklich oben auf dem Schirm hatte, war für mich da ein ganz großer Lernort. Wo ich einfach vieles mitgenommen habe, wo ich auf Gleichgesinnte getroffen bin, Rollenvorbilder hatte, da war schon echt viel, was mich beeinflusst hat. Das wurde schnell so das Zuhause und der Ort, an dem ich mehr oder weniger für immer bleiben wollte. Das ist dann natürlich wieder anders gekommen, aber erstmal war das einfach der richtige Ort.

Was würdest du sagen, inwieweit hat sich der Anspruch, ein hierarchiefreier Raum zu sein, in der L34 umsetzen lassen?

B Es gibt keine hierarchiefreien Räume. Es gibt Räume, die sich sehr anstrengen, hierarchiearm zu sein. Letzten Endes kann man das auch immer nur reflektieren und gucken, wo sind denn Hierarchien? Weil bloß weil man sagt, es dürfen alle gleichviel mitreden und mitentscheiden, heißt es noch lange nicht, dass das in der Tat so ist. Im Haus hatten wir auf jeden Fall eine starke Informationshierarchie, weil es halt ein paar Leute gab, die wohnten da seit acht Jahren und waren total investiert darin, dieses Haus in- und auswendig zu kennen, und die wussten halt über alles Bescheid. Und die haben dann den Ton angegeben, und sich auch unverzichtbar gemacht dadurch. Das ist einfach eine Dynamik, die entsteht dadurch, dass Leute viel wissen, oder viel Verantwortung und viele Aufgaben übernehmen. Was es aber auch irgendwie braucht. Also, es ist ja auch nicht praktikabel, wenn sich 40 Leute hinsetzen und über alles gemeinsam entscheiden. Und Sprache gehört auch ganz klar zu so Hierarchie Vorteilen. Du kannst auch nicht die Bürokratie vom Haus übernehmen, wenn du überhaupt keine Ahnung hast, was es mit dieser unglaublich komplizierten Amtsdeutsch Sprache auf sich hat. Also das hat auch schon nen Unterschied gemacht. Und ein anderer Punkt war auch... Leute, die schon lange im Haus gewohnt haben, hatten auch ihre festen Cliques, in denen sie unterwegs waren. Das war zum Beispiel so mit den Leuten, die die 4. Stock Küche genutzt haben. Das waren größtenteils muttersprachlich deutsche Leute, und auch sehr hetero-CIS-Frauen-lastig. Und das macht halt auch was mit der Dynamik. Und das Problem mit dem vierten Stock beispielsweise war halt auch, dass die Leute so eine relativ einheitliche Linie gefahren haben. Und wenn viele von denen

auf dem Plenum waren, dann waren halt auch von denen mehr Stimmen da. Also wir haben ja meistens keine Mehrheitsentscheidungen gemacht, sondern eigentlich immer versucht, nen Konsens zu finden, aber... Wenn auf einer Seite mehr Stimmen sind, macht das ja auch was mit der Gruppendynamik. Du lässt deinen Punkt leichter untern Tisch fallen, wenn du merkst, dass alle anderen sich da völlig anders positionieren. Es wird nicht immer in einen einheitlichen Konsens geben, das ist ja auch ok. Aber wenn es eine konkrete Gruppe ist, die dann immer diejenigen sind, die den Ton angeben, ist es halt schwierig.

Was würdest du an deinen Erfahrungen in der Liebigstraße im Rückblick als empowernd betrachten, und was hat dich frustriert?

B Empowernd war auf jeden Fall, dass ich dort sehr viele Trans- und Nonbinary-Leute getroffen habe. Da waren auf jeden Fall auch Leute dabei, mit denen ich unglaublich viel darüber geredet habe, die mich unglaublich geprägt haben in dem, was ich über mich selber gelernt habe. Dann war es natürlich auch empowernd, dass der Raum halt einfach von sehr toughen Feministinnen bewohnt wurde, die mir auch geholfen haben, mich irgendwie zu behaupten gegen diese Stalkingscheiße. Dritter Punkt, was auch wieder so fast in Richtung der Öfen geht, aber nicht nur, dass ich viel Handwerkliches gelernt habe in der Zeit. Also, meine Eltern dachten fälschlicherweise, ich wär ein Mädchen und ich hab viele handwerkliche Dinge gar nicht gelernt. Mein Vater hat mich zwar schon so mitwirken lassen, aber er hat mir immer leicht alles aus der Hand genommen, was ich nicht sofort geschafft habe. Und in der Liebig... Also ich hatte zwar einen Vater, mit dem ich sogar geredet habe, den ich hätte einladen können, aber da hatte ich dann das Gefühl: Das kannst du nicht bringen. Du kannst jetzt nicht deinen Cis-Mann-Vater ins Haus schleppen, dass der dir da Sachen repariert. Das machst du jetzt selber. Und in der Liebig haben halt Leute aller Gender einfach Dinge gebaut. Viele andere Leute im Haus konnten mir was beibringen. Ich hab unglaublich viel gelernt, habe unglaublich viel selber gemacht für die Gesellschaft, aber auch für mein eigenes Zimmer. So Sachen wie: ne Lampenfassung anbringen, oder Armaturen. Dann konnte ich rauf und runter erklären, wie man jetzt diesen kleinen 5 Liter Boiler unterm Waschbecken anschraubt, und wie man ihn auf keinen Fall anschrauben darf, weil es sonst nicht funktioniert, und so weiter... Und dann wurde ich so eine Person, die Lampenfassungen anbringen kann, und in allen Küchen guckt, warum um alles in der Welt es kein heißes Wasser mehr gibt. Das waren jedenfalls die empowernden Dinge. DIY, viel auf die Reihe kriegen. Und Ich glaube, über soziales Zusammenwohnen hab ich vieles gelernt, aber viel gelernt, wie es nicht geht. Und da ist auf jeden Fall viel Frust bei rum gekommen, weil ich mir

so denke; ich hatte viele Utopien im Kopf, wie das laufen sollte. Und ich weiß, dass das auch irgendwie die Utopien waren, die ich eigentlich mit all diesen verdammten Leuten geteilt habe. Wir hatten die gleichen Utopien, wir hatten nur vielleicht völlig andere Vorstellungen davon, wie man die erreichen kann. Und haben sie nicht erreicht. Und irgendwie ist das nicht so schön.

Wieso bist du aus der Liebig ausgezogen?

B Also, im Laufe der Zeit ist meine Angststörung sehr viel stärker geworden. Es ging halt so in den letzten eineinhalb Jahren, bevor ich ausgezogen bin, voll den Bach runter, mit verschiedenen Konfliktsituationen. So hatte ichs mir nicht vorgestellt. Und da seh ich inzwischen auch so ein paar Dinge, wo ich mir denke: das scheint so eine Dynamik zu sein, die in Hausprojekte irgendwie passiert, die irgendwie so nicht gedacht ist. Bei dem einen großen Konflikt, der am Ende so war, haben sich wirklich ganz schön Fronten gebildet, und da stand ich anscheinend nach der Meinung einiger Leute auf der falschen Seite. Ich wollte dann irgendwie auch nicht mehr so wirklich aufs Plenum, um mich dem zu stellen. Wollte am liebsten auch nicht mehr in die Küche gehen, weil ich wollte einfach niemand mehr begegnen. Mir hat einfach die Energie gefehlt für Plenum, und für Menschen sehen, und für sozial sein und irgendetwas. Da hab ich nach und nach abgebaut. War nur noch in meinem Zimmer, und dann bin ich halt ausgezogen. Zum einen, weil es mir besser getan hat. Zum anderen auch, weil ich es auch dem Kollektiv gegenüber nicht fair fand, wenn ich da wohne, aber nicht mehr so aktiv Teil der Gemeinschaft bin. Ich habe halt meine Aufgaben so im Stillen gemacht. Und das soll ja im Kollektiv nicht so sein. Deswegen war es auch fairer auszugehen.

Öfen und Gentrifizierung

Seit der Mensch sesshaft geworden ist, war eine Feuerstelle Teil des häuslichen Wohnens. Lange Zeit erfüllte sie verschiedene Funktionen zugleich: sie spendete Wärme und Licht und wurde als Kochstelle genutzt. Im Laufe der Jahrhunderte unterlag die Form der Feuerstelle kontinuierlicher Veränderung und Anpassung, während ihre drei Funktionen mehr und mehr voneinander getrennt und immer effizienter gestaltet wurden.

Eine sehr ursprüngliche Form der bäuerlichen Behausung war das sogenannte »Rauchhaus«, in dem die Feuerstelle in der Mitte des einzigen Raumes platziert war und keinen Abzug besaß, weshalb das Haus immer von Rauchschwaden erfüllt war. Da das hohe Rauchaufkommen für die Bewohner*innen natürlich sehr gesundheitsschädigend war, wurden Rauchfang und Ableitung über die Zeit zunehmend weiterentwickelt.¹

Mit zunehmender Verbreitung der mehrgeschossigen Gebäude war die Verwendung einer offenen Feuerstelle nicht mehr sinnvoll, da der Rauch nicht richtig abziehen konnte und die Bewohner*innen der oberen Stockwerke belästigte;² daher rückte die Feuerstelle an die Außenwand und der Rauch wurde zunächst durch kleine Öffnungen in der Wand und später durch den Schornstein abgeleitet. Der damit entstandene offene Kamin ist eines der am wenigsten effizienten Heizsysteme, da er keine wärmespeichernden Bauteile besitzt und der Großteil der Wärme über den Schornstein verloren geht.³ Daher hatte der in diesem Fall immer sehr aufwendig gestaltete Kamin häufig eine eher repräsentative Funktion im großbürgerlichen Wohnkontext, und ist auch heute oft eher beliebt in Haushalten, in denen er seiner Behaglichkeit oder der repräsentativen Wirkung wegen geschätzt wird und nicht als einzige Heizung dienen muss.

Die Kälte West- und Nordeuropas machte es notwendig, das Heizen effizienter zu gestalten und andere Typen von Öfen zu entwickeln. So entstand der Kachelofen, der durch die Luftzirkulation innerhalb des Ofens und die wärmespeichernden Kacheln, die ihre Funktion teils noch durch gekrümmte Oberflächen unterstützen, eine sehr effiziente und rauchfreie Heizmöglichkeit bot.⁴ Eine weitere Ofenform ist der häufig aus Gußeisen gefertigte Kaminofen, der sich aufgrund der erhöhten Verfügbarkeit von Eisen während der Industrialisierung zunehmend ausbreitete und eher mit Kohlen als mit Holz befeuert wurde. In den rasch wachsenden Städten, in denen zusätzlich zu den Privathaushalten nun auch in den Fabriken massenhaft Kohleöfen brannten, wurden in der Folge die Häuser schwarz vom Ruß und die Luftqualität rapide schlechter.

Die Zentralheizung, die bereits im 18. Jhd. erfunden wurde, konnte sich erst nach dem 2. Weltkrieg flächendeckend durchsetzen, da es sich erst beim Wiederaufbau lohnte, Zentralheizungen in den neuen Gebäuden einzubauen.⁵ Dennoch gibt es auch heute noch Kachel- und Kaminöfen in deutschen Städten.

Aufgrund der hohen Umwelt- und Gesundheitsbelastung, die mit dieser Form des Heizens einhergeht, sind Wohnungen, die nur oder überwiegend mit Kohleöfen heizen, mittlerweile allerdings eher der Sonderfall.⁶ Da das Heizen mit Kohleöfen für etwa 10 Prozent des innerstädtischen Feinstaubes verantwortlich ist,⁷ gibt es seit 2010 eine Nachrüst- und Austauschpflicht, in deren Rahmen schrittweise immer neuere Ofengenerationen gesetzlichen Regelungen unterworfen werden. Das heißt, dass die Öfen überprüft und gegebenenfalls nachgerüstet oder durch ein moderneres Heizsystem ersetzt werden mussten.⁸

Die Problematik ist allerdings, dass energetische Sanierungen wie im Kontext der Öfen häufig zu Verdrängungsprozessen beitragen. Die »ökologische« oder »grüne Gentrifizierung«⁹ bezeichnet das häufig unbeabsichtigte Phänomen,

dass umweltpolitische Maßnahmen innerhalb eines Stadtteils, wie zum Beispiel das Anlegen einer neuen Grünfläche, zu Aufwertung und infolgedessen Verdrängung einkommensschwächerer Gruppen aus dem Stadtteil führen. Dieses Dilemma zwischen grüner / nachhaltiger Stadtpolitik und der Verstärkung sozialer Ungleichheiten innerhalb von Städten findet sich natürlich auch im Kontext der energetischen Sanierungen. Ein Teil der jährlichen Modernisierungskosten darf auf Mieter*innen umgelegt werden; im Kontext des Heizens mit der Begründung, dass durch die effizienteren Heizungen auch Heizkosten eingespart würden. In den meisten Fällen stehen die Mieterhöhungen jedoch in bedeutendem Missverhältnis zu den eingesparten Heizkosten. Dies betrifft einkommensschwache Haushalte besonders stark, die häufig ohnehin sehr niedrige Nebenkosten haben, da sie es sich nicht leisten können, ausreichend zu heizen.¹⁰

Nach einer Sanierung können sich diese Haushalte die höheren Miete nicht mehr leisten und sind zum Umzug gezwungen; wobei sie vermehrt wiederum in unsanierte Wohnungen ziehen. Diese sogenannte »energiebedingte Gentrifizierung«¹¹ wird teilweise als Strategie eingesetzt, um Bestandsmieter*innen zum Auszug zu bewegen und bei einer Neuvermietung ein zweites Mal die Miete erhöhen zu können.¹² Wohnungen mit Ofenheizung betrifft das besonders stark, da das Heizen mit Kohlen immer noch die günstigste Heizmöglichkeit darstellt. Einen interessanten Kontrast hierzu stellt der auch im Interview angesprochene Trend zum Einbau von Kaminen oder Heizkaminen in gehobenen Wohnkontexten dar, in denen der Kamin nicht primär zum Heizen genutzt wird, sondern aufgrund seiner Gemütlichkeit und seiner »ursprünglichen« Romantik beliebt ist.

DIY und widerständige Alltagspraxen

Um die Bedeutung von D.I.Y. im spezifischen Kontext der Liebigstraße besser zu verstehen, lohnt sich ein Blick auf die Geschichte der D.I.Y.-Bewegung im Allgemeinen. Der Beginn der D.I.Y.-Kultur wird häufig im 18. Jhd. in der Arts and Crafts-Bewegung in UK verortet. Diese lehnte die während der beginnenden Industrialisierung aufkommende Massenproduktion ab und stand für eine Rückbesinnung auf handwerkliche Tätigkeiten.¹³ Vor allem wurde die Trennung des intellektuellen Akts der Gestaltung und der physischen Ausführung, die in der industriellen Produktion stattfand, kritisiert, und die Meinung vertreten, dass das Gestalten nicht einzelnen hochprofessionalisierten Designer*innen, Künstler*innen und Architekt*innen überlassen werden sollte, sondern jede Person ein*e Künstler*in sei.¹⁴ Mit der Ablehnung durchkommerzialisierter Kunst- und Kulturproduktion und der Hierarchisierung zwischen Gestalter*innen und

Konsument*innen war damit bereits ein zentrales Element dessen gegeben, was den Grundgedanken der D.I.Y.-Bewegung bis heute ausmacht.

Als nächsten Abschnitt in der Geschichte des D.I.Y. können die heimwerklerischen Tätigkeiten verstanden werden, die mittelständische Familien am Anfang des 20. Jhdts. an ihren Häusern vornahm. Als dieses Heimwerken von einer rein ökonomischen Notwendigkeit zu einem kreativen, »männlich« geprägten Hobby wurde, begann bereits die Kommerzialisierung des D.I.Y., die heute ihre groteske Blüte erreicht hat, worauf ich später noch eingehen werde.

Ein großer Teil der Geschichte der D.I.Y.-Bewegung spielte sich auch in der Musikszene ab. Als Beginn dessen wird der Skiffle gesehen; diese Musikrichtung ist eine Mischung aus Folk Musik, Jazz und Blues und wird als »demokratische« Musik beschrieben. Skiffle entstand zwischen 1930 und 1950 und zeichnete sich vor allem dadurch aus, dass dafür nicht unbedingt eine große musikalische Virtuosität vonnöten war und dass auch unkonventionelle Instrumente zum Einsatz kamen, bzw. Dinge des täglichen Gebrauchs als Instrumente verwendet wurden, wie beispielsweise Waschbretter oder Eimer.¹⁵ Das erleichterte auch Menschen, die keine musikalische Ausbildung genossen hatten oder nicht über die finanziellen Ressourcen verfügten, sich teure Musikinstrumente zuzulegen, den Zugang dazu, selbst Musik zu machen. Dadurch fühlten sich viele Menschen ermutigt, Bands zu gründen; besonders auch FLINT-Personen und People of Colour. Diese Bewegung wurde durch die zunehmende durchkommerzialisierte Musikindustrie erstickt, durch die Rock n Roll in den 70ern zu einer weißen, Cis-männlichen Szene mit einer Kultur der überhöhten Superstars und Star-Bands verkam.¹⁶ Als Gegenbewegung dazu formierte sich schlussendlich der Punk, auf den ich ein wenig genauer eingehen möchte. In den 70ern war es nicht nur die Musikindustrie, die völlig durchkommerzialisiert war, sondern alle Bereiche der Kulturproduktion. Wie Kevin Dunn es ausdrückt:

*»By the 1970s, corporate capitalism had reframed culture as products to be packaged, marketed, and sold to passive consumers.«¹⁷ Dunn attestiert dem Punk in seiner Entstehung eine »doppelte Ablehnung«: zum einen die Ablehnung gegen die benannte Überkommerzialisierung aller kulturellen Elemente, und zum Anderen eine Ablehnung der Aufteilung in wenige professionelle Kulturschaffende und eine große Mehrheit passiver Konsument*innen.*

Daraus ging in logischer Folge hervor, dass Punk eher erforderte, ein Instrument NICHT zu beherrschen, als eine große Virtuosität darin zu erlangen. Sehr exemplarischen Ausdruck findet dieser Wunsch nach einer zugänglichen Musikkultur auch in der bekannten Illustration aus einem Zine, die drei

Gitarrenakkorde abbildet und darunter den Aufruf formuliert: »Now form a band!«¹⁸ Dieser D.I.Y.-Ethos war zentral nicht nur für die Musik, sondern für alle sozialen Praktiken, die Punk ausmachen: in Fanzines wurde dazu aufgerufen, selber tätig zu werden, zum einen im Hinblick auf das eigene Konsumverhalten (keine Zeitungen mit höherer Auflage oder Platten von bekannten Musiker*innen zu kaufen), und zum Anderen auf das eigene kreative Output (selbst eine Band zu gründen, Klamotten selber herzustellen, selbst Fanzines herauszugeben), um so gegen die kapitalistische Verwertung all dieser Bereiche zu rebellieren. In »Sniffing glue«, einem der ersten Fanzines, die im UK produziert wurden, wurde sogar dazu aufgerufen, am Besten gar keine Platten mehr zu kaufen und nur noch zu lokalen Konzerten zu gehen, um die Plattenfirmen auszuhebeln und zu verhindern, dass auch Punkbands von der Musikindustrie vereinnahmt würden.¹⁹

Kevin Dunn versucht auch, die Frage zu klären, ob es kommerziellen Punk geben kann. Natürlich ist es nicht ganz einfach, genau festzulegen, was Punk ist, da es ja im Kern um Provokation und das Auflehnen gegen Regeln geht; warum kommerzieller Punk dennoch ein Widerspruch in sich ist, argumentiert Dunn über seiner Definition von Punk, den er nicht an erster Stelle als Kleidungs- oder Musikstil begreift, sondern als innere Haltung und einem Set sozialer Praktiken. Mit dem Ursprung von Punk als einer D.I.Y.-Kultur, als einer Rebellion gegen alles Elitäre und Kommerzielle, kann es sich Dunn zufolge nicht um Punk handeln, wenn es nicht D.I.Y. ist.²⁰

Daher ist es kein Wunder, dass dem Punk in der Folge auf seine kapitalistische Vereinnahmung immer wieder der Tod attestiert wurde. Denn es geschah bald genau das, wovor in »sniffing glue« gewarnt worden war: Die Musik- und Modeindustrie witterten einen sehr vielversprechenden, lukrativen Trend; in der Musikbranche entstand nun doch wieder ein großer Hype um einzelne Punkbands, die mit astronomischen Summen an große Labels gebunden wurden, um dort ihren rebellischen Spirit zu vermarkten.²¹ Eine besondere Ausprägung hat der D.I.Y.-Ethos im Anarcho-Punk erreicht, wo er genutzt wird, um eine anarchistische Praxis im täglichen Leben erreichen zu können.

Den meisten Anarchopunks ist eine Ablehnung aller Formen von Hierarchien und Herrschaftsformen des Menschen über den Menschen gemein; dies wird als etwas empfunden, gegen das Widerstand geleistet werden muss.²² Viele Anarchopunks haben eher weniger Interesse an der Lektüre großer anarchistischer Klassiker, da sie Anarchismus nicht so sehr als eine große Theorie, sondern eher als eine Praxis des täglichen Lebens verstehen. Um den Prozess des Widerstandes im täglichen Leben zu ermöglichen, nimmt D.I.Y. dabei eine zentrale Rolle ein.

Besetzte Häuser, Wohnprojekte und AZs sind häufig zentrale Bezugspunkte für die Anarchopunk-Szene. Dabei haben sie eine doppelte Funktion: zum einen als Physische Manifestation einer anarchistischen Praxis, die meist schon beim äußerlichen Betrachten des Hauses deutlich wird: durch die äußere Gestaltung sind die Häuser meist gut zu erkennen und markieren eine Alternative zu Gentrifizierung, Individualisierung und Kommerzialisierung des städtischen Wohnens. Der Anspruch ist natürlich, diese Alternative auch im Inneren zu leben und sich beispielsweise möglichst hierarchiefrei zu organisieren.

Zum anderen sind Squats auch häufig Orte der D.I.Y. Produktion und haben auch in diesem Sinne große Bedeutung für die Szene. Häufig gibt es dort kollektive Werkstätten, anarchistische Büchereien, Radiostationen oder ähnliches. Ebenso gibt es dort meistens Räume des Zusammenkommens und der Vernetzung, wie zum Beispiel Veranstaltungsflächen, Kneipen- bzw. Caféräume oder KūfA.

Ein weitere zentrale Praktik des Anarchopunks ist die direkte Aktion, die auch im Kern einem D.I.Y. Gedanken entspricht; hierbei ist die Idee, politische Strategie auf das persönliche Level zu beziehen und als einzelne Personen oder Gruppen Aktionen im eigenen Umfeld zu verrichten und dieses persönliche Level als politisch zu begreifen.²³

Eine verwandte Perspektive bietet auch die Politik der ersten Person in der autonomen Szene. Neben dem Aufruf zu dezentralem politischem Aktivismus umfasst diese auch das eigene politisch korrekte Verhalten: Aus dem Anspruch, eine befreite Gesellschaft vorzuleben, und der Politisierung des Privaten folgt in logischer Konsequenz, dass jede der eigenen Handlungen und Beziehungen eine politische Dimension enthält.

Eine Ergänzung zu den bisherigen Beispielen von D.I.Y. im Kontext politischer Strategie findet sich im Anspruch der Autonomen, das eigene Leben mit so wenig entfremdeter Arbeit wie möglich zu meistern. Hierbei wird vor Allem versucht, die Konsumbedürfnisse auf ein Minimum zu reduzieren und gleichzeitig so viel wie möglich produzierte Überflüsse anzueignen, also zum Beispiel keine Miete zu zahlen (z. B. durch Besetzungen), oder zu versuchen, Lebensmittel umsonst aufzutreiben (durch Containern, Foodsharing oder klauen). D.I.Y. ist unweigerlich Teil dieser Haltung: der Versuch, ein Leben mit so wenig Lohnarbeit wie möglich zu führen, bedeutet wohl immer, dass an Stelle der Lohnarbeit andere Arbeiten selber getan werden müssen, für die unter anderen Umständen professionelle Personen bezahlt werden; wie zum Beispiel, im konkreten Kontext der Liebigstraße, das Haus zu reparieren.

Die Kommerzialisierung, die der D.I.Y.-Begriff im Kontext des Heimwerkens erfahren hat, bringt Lisa Auerbach in ihrem Text »Don't do it yourself« auf den Punkt.²⁴ Sie beschreibt, wie das einstige Ideal des D.I.Y. als Selbstermächtigung durch Baumärkte und Ratgeberbuch-Autor*innen zu einem Konsumprodukt verdreht worden ist. Statt der antikapitalistischen Rebellion, mit der es angetreten ist, ist D.I.Y. zu einem weiteren Konsumtrend verkommen, der dazu führt, dass unsere Haushalte voll sind mit schrottigen selbstgebastelten Dingen und Mengen von ungenutztem Werkzeug.

Ihre Schlussfolgerung ist die Forderung nach einer Abkehr vom D.I.Y. hin zum D.D.I.Y.: Don't Do it yourself. Darunter versteht sie einerseits das Teilen von Ressourcen; dass also nicht jede Person alle Werkzeuge selbst besitzen muss, sondern es sich durchaus lohnt, diese Dinge mit seinem Umfeld zu teilen. Zum Anderen fordert sie, anzuerkennen, dass die Lektüre einer Bastelanleitung eben nicht ausreicht, um alles selber zu können, und dass es sehr wohl Sinn macht, komplizierte Dinge von darauf spezialisierten Personen erledigen zu lassen. Sie plädiert auch in diesem Punkt für eine Kultur des Teilens: Dass Personen füreinander Dinge erledigen sollen, in denen sie jeweils gut sind, und das nicht für Geld, sondern für eine Gegenleistung; und dass Personen, die in etwas wirklich gut sind, anderen etwas von ihren Fähigkeiten beibringen sollen.²⁵

Diese Forderung nach dezentraler Selbstorganisation, gegenseitigem Empowerment und dem Commoning von Ressourcen und Wissen scheint jedoch eigentlich nicht widersprüchlich zum ursprünglichen D.I.Y. Gedanken, und entspricht in großen Teilen der D.I.Y.-Kultur, wie sie in vielen AZs oder Projekten verstanden und praktiziert wird.

Der D.I.Y. Begriff wie auch sein rebellisches Potential ist in einem ständigen Wandel begriffen. Auch wenn viele einst widerständige oder antikapitalistische D.I.Y.-Tätigkeitsfelder, wie das mehrfach erwähnte Heimwerken, zu einem hippen Konsumtrend verkommen sind, so gibt es doch auch viele Strategien, die tatsächlich das Potential haben, unsere Städte und unser Zusammenleben nachhaltig zu verändern oder das bereits tun. So zum Beispiel FabLabs, BioLabs, RepairCafés, Hackerspaces oder Fahrrad-Selbsthilfewerkstätten, um nur ein paar zu nennen.²⁶ Diese mehr oder weniger lang etablierten Handlungsfelder des D.I.Y. wurden in den letzten Jahren ergänzt um die Perspektiven des feministischen Hackings und des Biohacking.

Als sehr spannendes und zukunftsweisendes Beispiel für ein netzbasiertes, queerfeministisches D.I.Y. Verständnis, das in den letzten Jahren für viel Aufsehen gesorgt hat, kann das Kunstprojekt »Opensource Estrogen« von Mary

Maggic gelten. In einem Video namens »housewives making drugs« performen zwei Transfemmes eine virtuelle Kochshow, in der sie zeigen, wie Personen zu Hause selbst Östrogen kochen können. Das dort präsentierte »Rezept« ist leider nicht real anwendbar; vielmehr soll es offenlegen, welche Macht die Pharmakonzerne haben, die die Hormonproduktion kontrollieren. Dennoch arbeiten viele Biohacking-Aktivist*innen an Möglichkeiten, den Traum von Opensource- Hormonproduktion tatsächlich zu realisieren.²⁷

Auch wenn unklar ist, wie realistisch die Perspektiven einer D.I.Y. Hormonproduktion tatsächlich sind; Der Diskurs darüber und die zugrunde liegende Forderung nach mehr Autonomie über den eigenen Körper hat dennoch das Potential, Veränderungen anzustoßen. Darüber hinaus zeigt er auf, welche Relevanz und welches subversive Potential der ursprünglich D.I.Y. Gedanke, sich durch Selbstorganisation und dem dezentralen commoning von Wissen unabhängig von Industrie und Kapital zu machen, auch in Zukunft haben kann.

Auf cozycoldkitchenblogs gibt es einen Beitrag namens »D.I.Y. or Nobody else will ever do it« in dem beschrieben wird, wie anstrengend D.I.Y. sein kann, wenn nicht die nötigen Kapazitäten oder Fähigkeiten für eine Aufgabe da sind, die aber getan werden muss, weil sonst beispielsweise die Dusche nicht gehen oder das Fenster weiterhin kaputt sein wird. Die unromantische ökonomische Notwendigkeit zum D.I.Y. wird in dem Beitrag gegenübergestellt mit der zum Stilmittel verkitschten D.I.Y.-Ästhetik überteuerter Andenken von »Berlin's fancy fleamarkets«. Denn letztlich kann D.I.Y. die unterschiedlichsten Bedeutungen haben:

D.I.Y. kann eine antikapitalistische Alltagspraxis sein, oder ein als Selbstverwirklichung verpacktes Konsumprodukt im örtlichen Baumarkt. D.I.Y. kann feministisches Empowerment sein, oder mackerige Heimwerkerattitüde. D.I.Y. kann Nachbarschaften beim Begärtnern von Brachflächen vernetzen, oder genau dadurch ein Zahnradchen in Gentrifizierungsprozessen sein. D.I.Y. kann uns Autonomie über Genderrollen oder medizinische Versorgung ermöglichen; und D.I.Y. kann Frisuren, Fahrräder und sonstige Bauprojekte nachhaltig beschädigen. In Bezug auf das Interview mit B bietet es sich meiner Auffassung nach an, den D.I.Y.-Begriff auf die Gesamtheit des Alltags in einem politischen Projekt auszudehnen.

Das Wort »Projekt« beschreibt schon recht deutlich einen nie ganz abgeschlossenen Arbeitsprozess. Und, wie B es im Gespräch ausgedrückt hat: »Und was ich auch wichtig finde ist, ne gewisse Fehlerfreundlichkeit zu haben. [...] Fehler passieren. Und Fehler müssen passieren dürfen, weil – in diesem Haus lebte glaube ich eine Person, die seit sie relativ jung war, in Hausprojekten

gelebt hat. Für die anderen Leute ist es neu. Die haben nur eine Utopie, wie sie gerne leben wollen, aber wir sind alle überhaupt nicht darauf trainiert so zu leben, wir müssen das alle erst einmal lernen.«

Im Aufbrechen patriarchaler Strukturen und klassischer Kleinfamilienmuster sind wir alle zu einem gewissen Grad Dilettant*innen. Und mit dem Dilettantismus geht immer auch eine Fehleranfälligkeit einher. Bs Wunsch nach mehr Fehlerfreundlichkeit im Kontext Wohnprojekt wie auch im Kontext der Linken Szene ist für mich gut nachvollziehbar: »Beim Lernen geht ganz viel schief und jede Person übersieht Dinge. Da können wir nicht voneinander erwarten, dass wir alles sofort gut hinkriegen.« D.I.Y. ist meistens Learning by Doing, und das heißt wohl, das Fehlermachen bis zu einem gewissen Grad in Kauf zu nehmen.

1 Schrader, Mila: »Gusseisenöfen und Küchenherde: Ein historischer Rückblick«; Edition anderweit Verlag, 2001, S.13	8 berlin.de:»Vielen alten Holzöfen droht die Abschaltung«, Artikel online auf: Berlin.de, 30.12.2019; Link: https://www.berlin.de/special/immobilien-und-wohnen/energie-und-tarife/6024459-932375-vielen-alten-holzoeefen-droht-die-abschal.html	18 Dunn, 2016
2 Henkel, Mathias: »Der Kachelofen – Ein Gegenstand der Wohnkultur im Wandel«; Göttinger philosophische Dissertationen, 1996, S. 6	9 Pallaver, Greta: »Sanierung ohne Verdrängung – energetische Gebäudesanierung zwischen Klimakrise und Recht auf Wohnen«; In: Rosa Luxemburg Stiftung – Analysen; Nr. 59; 2019, S.14	19 Farin, Klaus: »Do it yourself«, in: Onlinedossier »Jugendkulturen in Deutschland«; bundeszentrale für politische Bildung, 03.03.2010, Link: https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/jugendkulturen-in-deutschland/36217/do-it-yourself
3 Schrader, 2001, S. 58	10 Pallaver, 2019, S.15	20 Dunn, 2016
4 Schrader, 2001, S. 59	11 Pallaver, 2019, S.14	21 Farin, 2010
5 Kunde, Jeanette: »Geschichte der Heizung – Der Weg vom Feuer zur Heizungsanlage«; Artikel online auf: Heizung.de, 05.04.2020; Link: https://heizung.de/heizung/wissen/geschichte-der-heizung-der-weg-vom-feuer-zur-heizungsanlage/	12 Pallaver, 2019, S. S.18	22 Dunn, 2016
6 Austilat, Andreas: »Kohlehändler in Berlin: Der Ofen geht aus«, Artikel online auf: Tagesspiegel.de; 21.03.2017; Link: https://www.tagesspiegel.de/berlin/kohlenhaendler-in-berlin-der-ofen-geht-aus/19440202.html	13 Reitsamer, Rosa: »Was wurde aus D.I.Y.? Von der Subkultur zum Neoliberalismus« in: »Modethema«: Bildpunkt – Zeitschrift der ig Bildende Kunst #55, Herbst 2020	23 Dunn, 2016
7 Umweltbundesamt :»Emissionen aus Kleinfeuerungsanlagen in Wohngebieten« Artikel online auf: Umweltbundesamt.de, 02.02.2021; Link: https://www.umweltbundesamt.de/themen/gesundheit/umwelt-einfluesse-auf-den-menschen/besondere-belastungssituationen/emissionen-aus-kleinfeuerungsanlagen-in#einsatz-von-kleinfeuerungsanlagen-in-wohngebieten	14 Ward, Colin: »The future of the Design Profession«; Vortrag vom 30.11.1983; Veröffentlicht in: Wilbert, Chris / White, Damian: »Autonomy, Solidarity, Possibility – The Colin Ward Reader«; AK Press, 2011	24 Auerbach, Lisa: »Don't Do it yourself!« in: Journal of Aesthetics and Protest Nr. 6., 2008
	15 Dunn, Kevin: »Global Punk«; Bloomsbury Academic, ePub; 2016	25 Auerbach, 2008
	16 Reitsamer, 2020	26 Baier, Andrea / Müller, Christa / Werner Karin: »Stadt der Commonisten – neue urbane Räume des Do it Yourself«; Transcript Verlag, Bielefeld 2013
	17 Dunn, 2016	27 Maggic, Mary: »Housewives Making Drugs«, online auf: media.mit.edu, Projekt war aktiv: 09/2016 bis 06/2017 Link: https://www.media.mit.edu/projects/housewives-making-drugs/overview/

(C) Graffiti

Die Liebig 34 war von innen und außen ziemlich vollständig mit Graffiti bedeckt. Nur nach einer Sanierung in Folge eines großen Brandes im Jahr 2015 oder 16 waren im ersten und zweiten Stock die Wände vollständig weiß. Das wurde aber schnell wieder geändert.



C lebte knappe 2 Jahre in der Liebigstraße, von April 2015 bis Januar 2017. Mittlerweile lebt C nicht mehr kollektiv, sondern mit C's Familie.

Who did the majority of the graffiti in L34? Was it rather done by the inhabitants of the house or by guests?

C I think it was a mix. Definitely on the upper floors, there was more of it done by people from L thirtyfour. And then in the first floor and the ground floor, there was a lot of stuff that was done by guests, because the guest room of the house was on the first floor and XB bar was on the ground floor. So there was some political claims, like political discourse going on on the walls between members of the collective. I would say there was like a mixture of it being messages to people in the house versus it being messages to guests or to people who were considering joining the collective, but not members yet.

You already mentioned that the graffiti was used as a medium of discourse. Why were these debates carried out via graffiti and not in a real life conversation?

C So for some people, I think that there was a language barrier. Most of the business of the house was officially happening in English, but English wasn't the first language for most of the people in the collective. So for some, I think that writing on the walls was a way for them to be exactly clear in what they wanted other people to know. Sometimes there wasn't opportunity for in-person conversation. Either because debates were happening in plenum, and plenum was either exclusionary or too late at night, and certain people wouldn't be able to make it. Or they couldn't stay for eight hours to talk about political differences with people. It was too heavy to talk about it so they would write it on the walls. I think that there was a lot of love for the collective that went onto the walls also, like, people wanting others to change their minds, people wanting to see their community reflect them or who wanted to... Yeah, they just wanted to be there, even if they weren't there. I guess there was some of that, too. And then there were some messages that were on the walls that were just practical. Like establishing the parts of the house, like, what they were for. So there was stuff on the walls that was less permanent, like people would paste notices, like pieces of paper. And then there was like the messages that were graffitied on the walls that were meant to be there for a bit longer.

Could you give an overview about the main topics the graffitis were addressing?

C I would say that there was a lot of feminism and queerfeminism, and there was a lot of, like... Questioning of the patriarchy, questioning of capitalism and questioning of radical politics. I think that there was selflove encouragement, and

there were rejections of the expectations that were put on people by outsiders, or by their families, so there was a lot of that. There was anti religion, like, »no gods no masters« definitely was there sometimes, but not as prominent maybe as some of the other messages. And there was differences of opinions about what it means to be a trans friendly space. Because for some people it meant that trans people would accommodate to CIS femaleness. For others, it meant that CIS feminism had to make more space for trans women and for trans men and for non binary people. So there was like those sorts of conflicts happening.

Could you maybe explain this Trans-exclusion conflict a bit further?

C So, people who sat through a few plenums, we began to notice that there were negative opinions about trans women that were making it into the decisions about who could join the collective. And it was very difficult for trans women who were maybe early in their transition, or who were non binary and presenting as masque, to be accepted to join the collective. There was a lot of »I'm not comfortable with this person«. I think that was probably the most common phrasing for trans exclusion. Another one was: »this person is taking up too much space«. Well, are they really? Or are you uncomfortable with trans women talking in a collective? And this became a conflict that trans people called out on the walls. They called out that this was not a trans inclusionary space, if we were not able to include members who were non binary or who were early in their transition. And at the time I was identifying as cis, so I think that this was extra difficult for me to navigate. I ended up identifying as trans, after I was living in the house, I feel like the conflicts sort of crystallized how I felt and and where I saw my struggle. So at the same time, I'm really grateful for all of those fights that I had, because it gave me space for sure to discover things about myself; but in the end, it became unsafe for some people. And so it wasn't easy.

How would you define unsafe in this context?

C I would say that there were parts of community life that were unsafe. Like, there were people who were friends of mine, who wanted to stay in the collective, but they were excluded from the collective, and there was physical altercations trying to get them to leave the house. People were physically being removed. I found a lot of support in the House for certain parts of mental health, and it was a huge life saver, to have that level of mutual aid and support. And then when it was closer to the end of my time, and I was not friends with most of the people in the collective, then I would lose those levels of support from people, who previously had shared food or medication or stuff with me. So there was those elements of unsafe community changes, I guess, that affected other people



as well. And yeah, conflicts around what got written on the walls ended up being people throwing bottles at each other, people spray painting each other's dogs or bikes. The spray painted dog was really hard for me, because I also was in the house with a dog and it would have been like an act of war for somebody to hurt my dog.

Let's talk about some of the examples that you sent me. I wanted to ask you about the one which says: »This is not a womyn's only space. Welcome.« What was the background of this graffiti?

C I think this was done by somebody who is coming from a North American context, where there is a long history of the creation of womyn's only spaces with the Y, and that excludes trans women and nonbinary people. And this showed up again, during that conflict where several people were either being excluded from the collective or were not invited to join the collective because people were uncomfortable with their outward transition, I guess. The main staircase was the place where that was on the wall, either on the first or the second floor. So it was sort of like the staircase that most people would use to go upstairs. And so it was meant to be a message to guests as well as to members of the collective, to characterize some of the conflict that was happening.

For the next example, I wanted to ask you about the one that said: »Not queer as in gay, but as in fuck you«. Did this refer to a specific issue, or why was it interesting to you?



C So that graffiti was on the sidewalk right outside the house, and it was one of the first ones that I noticed when I joined the collective. I have no idea who did it. But it was a message either to people outside who were walking by thirty four and wondered what this house is all about. And I took it as a welcoming message to somebody like me. I wasn't quite sure about my gender identity at that point, but I knew that I was queer. So I took it as a very positive message, like: this is a space for you, this is a space where you can figure that shit out. It's also possible that somebody did that graffiti who didn't like us. But for me, it was a message of empowerment and ownership, of the positive parts of being both politically rejecting the mainstream, but also like in your gender and in your sexuality, rejecting the things that your family or your church told you to do.

Then there is one graffiti that says »Palestine Liberation« Was there conflict in the house about that issue? And how much discourse about topics other than queerfeminist politics was happening in the house in general?

C There was a lot of antideutsch in the house. And I didn't know much about it when I first moved to Berlin. But then I learned about antideutsch and I was like: Oh, yeah, this is very disappointing. So I mean, I think that the palestinian liberation graffiti was done by somebody who was not antideutsch, and who was concerned with that current in the german left, of erasing palestinian



oppression and the colonialism that is still going on in Israel. So that was my interpretation of that graffiti. Apart from that, I think that it was a lot of queer feminist topics. I would say that people did a lot of work around fundraising for causes by throwing soliparties or the like. I definitely would have liked more connections to struggles outside of Berlin. But yeah, it wasn't the healthiest community for that sort of work to happen. The whole time that I was there, there was this conflict with getting kicked out of the house and the cops. The red zone, the danger zone, was established, and there was people being stopped outside of our door, and often it was racialized people, and trans people, and other people who are visibly identifiable as able to be oppressed, who were facing oppression from the cops. And there were people in our collective who didn't have papers, people who didn't want to have conflict with the law. So there was a lot of conflict around like, how much do we fight the cops on the street if they are going to arrest us?

There were people in the collective who weren't necessarily far left politically, but whose whole lives were political because they didn't have papers and they were people of colour. But I feel like the House didn't always support them and wasn't as coherent or as useful a community as it could have been. Also, I was often frustrated by the amount of conflict inside of the collective that was going on, because it impacted my ability to do political work outside of the house. Like, my main political work was not in the house, and it wasn't the struggle against the cops, for the territory of Rigaerstraße.

What would you say, how did this way of carrying out conflicts via Graffiti affect the atmosphere in the house?

C I think that it was stressful for some people. I know that it was stressful for a lot of people who didn't like walking past messages of conflict in their living space, or who felt that it didn't involve them. There was about 40 people living in the house and the conflicts were sometimes between very small groups. And so obviously there were people who would walk by messages and didn't know what they were about. And then they had to find out about it by talking with other people. And you would get second or third hand information. So it could disengage or be a source of confusion and not feeling safe, in the house or in the community, if you don't feel like you know what's going on or why people are in conflict. I think that it was toxic for certain conflicts to be on the walls and not talked through or resolved like internally, with everybody feeling good about the conversation.

In almost every self-description that I could find about Liebig, it claims to be a safe(r) space for LGBTQI people. What is your understanding of such a space, and in how far would you say it got met in L34?

C For me, it was about working to eliminate the cis gaze on bodies. And I think that there was a safe space in the house in terms that, like, it was OK to be nude if you had a female type body, like, you weren't going to be sexualized for being a female and for being naked in the house. That was a really positive factor of the house, and why I found it a place where I could explore transitioning, where I could understand what being trans meant to other trans people. Also I think that there was a willingness to talk things out, and to bring conflicts to the common and have them explained by the people who are in the conflict. And I think that certain people did work to create a space where that could happen. And that was like the ideal, it just didn't always work out in the way that the ideal expected. And I also kind of liked... I don't know, I liked the fact that if you're a cis man you had more rules in this space. I appreciated that. It was a place where at least the image was that it was a protection for people who were often victimized in other spaces. But then there were really strong conflicts that I had with people in L34 when we had different opinions about what it meant to be a safe space. And when there was really serious stuff happening, like a sexual assault in the house, then it created opportunities for conflicts to become more entrenched. And to separate people from each other. So, yeah, I think that there were a few instances of that happening in the house that I can think of. Of there being an accused assault in the house, and then the community not knowing what to do because they were friends with both members, who were like in the room and had different opinions about what had happened. So that was a conflict, for sure.

What was empowering for you and what was rather frustrating about your stay in Liebig?

C So, the empowering part of Liebig was definitely living with other trans people, and that many. And so being able to see trans people out in the world, and just being able to share space, like cooking and cleaning. So it was really empowering to see trans people just in our home. And what was frustrating was, I think, the amount of energy that went into the house. There was a lot of parts of the infrastructure that were falling apart, that were not maintained. Because as a house, as a community, we were always trying to do things with as little money as possible. Also, there was the ongoing awareness that we were going to be kicked out; like, that we didn't have ownership for the structure, and that it was eventually going to be taken away. So there was frustration over possibly wanting to make the space more comfortable, like more »bougie«, i guess. Like, with a working shower, or like washing machine. Things like that, that for some members of the collective, they weren't priorities. But then for other members of the collective, it was integral to want to make the space something that we would fight to keep, was if it had a functioning bathroom, and a functioning place for making food. For me it was like, I was trying to make this space something that was peaceful, and was conducive to relationship forming. And I didn't always feel like my priorities were shared by other people and the collective who were maybe more involved with, like, the broader scene.

Why did you move out?

C Yeah, there were a lot of events. The practical base reason was, my visa was running out and I didn't feel so good about, like, fighting for a new visa and to stay living in that house. My relationships with people in the collective had deteriorated, like certain of my friends and allies had moved out. And so I had less reasons to stay in the collective. Practically my papers were not in order either, and I would have needed a lot of support from other members, in order to do the paperwork here to get onto the Krankenkasse, or other aspects of living in Berlin. There was also the trans exclusionary conversations that excluded members of the collective who I saw myself in, and who I believed would have been quite positive to keep in the collective, if all things had been going well.

So politically, I was disappointed in the collective by the time I left. But I still believe that it was an important space. I still believe that it would benefit Berlin to exist. And Germany, and queer feminist struggles around the world. Like, I still think of it as sad, that it's not there anymore.

Messages of Conflict

Wann genau die Graffitikultur ihren Ursprung nahm, ist umstritten und kommt darauf an, was als ihr zentrales Element verstanden wird. Die ältesten Funde von Höhlenmalereien sind ca. 30.000 Jahre v. Chr. entstanden und werden immer wieder als steinzeitliches Ur-Graffiti interpretiert.¹ Doch wenn Illegalität und unbefugte Raumeignung als wichtiges Bestandteil des Mediums Graffiti verstanden wird, spricht dies dafür, den Ursprung der Graffitikultur auf spätere Funde aus dem römischen Reich zu datieren.² In diesem Kontext wird immer wieder das Graffiti von Pompeji erwähnt, das aufgrund des dortigen Vulkanausbruchs konserviert wurde und heutigen Generationen erlaubt, Einblicke in die Gedankenwelt der Römer*innen abseits der Geschichtsschreibung der großen Dichter und Denker zu gewinnen. Die in den Stein gekratzten Nachrichten umfassten Liebeschwüre, Erotik, Sportnachrichten, Einkaufsrechnungen, Zauberformeln und Rätsel sowie politische Aussagen und waren auf allen erreichbaren Flächen des öffentlichen Raums anzutreffen: weder vor Gräbern noch Tempeln oder den Sockeln von Statuen wurde haltgemacht.

Wie auch in diesem Beispiel, war die Schriftkultur schon immer eher eine Kultur der gebildeten, besitzenden Klasse, die Zugang zu Literatur hatte und Bücher verfassen und damit geschichtliche Zeugnisse hinterlassen konnte. Graffiti dagegen wurde lange Zeit eher »ungebildeten« Schichten zugeschrieben und stellte eine Gegenkultur dar,³ zum Beispiel als Medium für Kommunikation oder Raumnahme von marginalisierten oder prekarierten Gruppen. So eroberten sich beispielsweise Pariser Straßenjungen, die zu jener Zeit als kriminell stigmatisiert und gesellschaftlich ausgegrenzt wurden, in den 1830er Jahren mit kleinen Sprüchen und Karikaturen die Wände der Stadt.⁴ Ein Beispiel für eine sehr funktionale Verwendung von Graffiti als Medium der Kommunikation stellen die sogenannten »Zinken« dar; eine geheime Symbolschrift, die sich im Mittelalter etablierte und die es Landstreicher*innen ermöglichte, Informationen auszutauschen, die für den Rest der Bevölkerung nicht lesbar waren und kleine Gaunereien erleichterten. Solche Zinken fanden sich beispielsweise an Ortseingängen, Häusern oder Zäunen und gaben unter anderem Hinweise darauf, wo eine warme Mahlzeit zu erhoffen war, vor wem sich in Acht zu nehmen sei oder andere nützliche Hinweise.⁵

Das Graffiti, wie wir es heute kennen, entstand in den 70er Jahren in New York. Wer genau damit anfing, bleibt umstritten; der Legende zufolge geht das Taggen unter anderem auf einen jungen New Yorker Pizzaboten zurück, der in

der Stadt überall seinen Tag »Taki 183« hinterließ und viele Nachahmer*innen fand. Schnell etablierte sich eine Kultur des Bombings, in der es darum ging, den eigenen Tag möglichst viel in der Stadt zu verbreiten und dadurch Bekanntheit zu erreichen.⁶ Somit entstand die moderne Graffiti-Kultur, wie sie heute existiert.

In der Liebig hatte Graffiti offenbar eine sehr kommunikative Funktion. Durch das Medium der Graffiti wurden, wie sich auf Fotos erkennen lässt und auch im Interview mit C angesprochen wird, persönliche Konflikte sowie politischer Dissens auf sehr direkte Art in die Gestaltung des physischen Wohnumfelds übertragen. Sie dienten als Ersatz oder auch als Ergänzung für direkte Gespräche und Diskussionen. Daher bieten sie sich in besonderer Weise an, um diese Auseinandersetzungen nachzuvollziehen und zu illustrieren.

In vielen Selbstbeschreibungen, Pressemitteilungen und Redebeiträgen der Liebig 34 wird der Anspruch formuliert, im Haus einen Schutzraum für Betroffene patriarchaler Unterdrückung und anderer Diskriminierungsformen zu schaffen. Dieser Anspruch wurde in den über 20 Jahren, die das Haus Cis-Männerfrei organisiert war, auf unterschiedliche Arten verfolgt. Doch auch wenn es dem Projekt sicherlich in vielerlei Hinsicht gelungen ist, einen Gegenentwurf zu gewaltvollen gesellschaftlichen Mechanismen darzustellen, wird in einigen der Interviews deutlich, dass es durchaus Konflikte über unterschiedliche Verständnisse und Erwartungen an das Konzept des Schutzraumes gab und sich vielleicht nicht alle Personen dort zu allen Zeiten so sicher und willkommen fühlen konnten, wie es angestrebt wurde. Interessant an dieser Beobachtung ist vor allem die Erkenntnis, dass es trotz kollektiver Überzeugung und Anstrengung eine große Herausforderung bleibt, Räume zu schaffen, in denen sich alle eingeladenen Personen sicher und willkommen fühlen.

Viele der Graffiti in von C ausgewählten Fotos sind inhaltlich auf Diskussionen rund um Ein- und Ausladungspolitik des Kollektivs und damit auch des angestrebten Schutzraums bezogen. Hierbei ist es wichtig festzuhalten, dass C erklärt hat, bei der Auswahl einen besonderen Fokus auf Graffiti zum Thema der Transmisogynie gelegt zu haben, da C selbst in diese Konflikte involviert war. Dennoch dokumentieren die Bilder, dass solche Konflikte stattgefunden haben und dass diejenigen, die sie führten, die persönlichen Anforderungen an einen Schutzraum im Haus wohl nicht (vollständig) erfüllt sahen.

Unsichere Schutzräume

Das Konzept des Schutzraums hat eine lange Tradition in queeren und feministischen Bewegungen.⁷ Seinen Ursprung hat der Begriff des »Safe Space« im LGBTQI-Movement in den USA. Da dort bis weit ins 20. Jhdt. hinein (in manchen Bundesstaaten sogar noch bis ins 21. Jhdt.) alle Formen von nicht-heterosexuellen Sexualpraktiken unter das Sodomiegesetz fielen und mit teilweise sehr harten Strafen geahndet wurden, bezeichneten Safe Spaces LGBTQIA+ freundliche Bars, in denen sich queere Personen treffen und zur Ruhe kommen konnten; zumindest, solange nicht die Polizei auftauchte.⁸

Im Kontext feministischer Bewegungen erhielt die Idee separatistischer Räume und Organisationsstrukturen in den 70er Jahren großen Aufschwung. Der Kampf um Cis-Männer freie Strukturen und Räume wurde schnell ein zentrales Anliegen der zweiten Frauenbewegung. In Deutschland kam es in diesem Rahmen unter Anderem zur Gründung von Autonomen Frauenhäusern und Frauen-WGs, zu separatistischen Hausbesetzungen und zur Gründung von Antifa-Gruppen. Diese Schutzräume hatten von Anfang an viele unterschiedliche Funktionen. Eine zentrale Gemeinsamkeit war jedoch das Bedürfnis, einen »sicheren« Ort oder Zusammenhang zu schaffen, der es ermöglichte, frei von patriarchaler Unterdrückung und sexistischer Gewalt leben und politisch arbeiten zu können.⁹ In den USA können als erste Beispiele für solche radikal separatistischen Räume beispielsweise die sogenannten »Lesbian Lands« oder »Womyn's lands« genannt werden, die sich in den 70er Jahren gründeten. Dabei handelte es sich um ländliche Kommunen, in denen sich lesbische Frauen separatistisch organisierten und die teilweise bis heute existieren. Damals war die dominante Idee, dass sich Sicherheit in den angestrebten Schutzräumen erreichen ließe, wenn dort eine möglichst große Gleichheit der Anwesenden vorherrschte. Das Bedürfnis, »unter Gleichen« zu sein, bedeutete in der damaligen Auffassung zunächst: unter Cis-Frauen. Die Annahme war, dass Cis-Frauen gemeinsame Erfahrungen patriarchaler Unterdrückung und sexueller Übergriffigkeiten teilten und daher gemeinsame politische Ziele hätten.¹⁰ Einige »Womyns Lands« trieben dieses Bedürfnis nach »Gleichheit« noch weiter auf die Spitze und entschieden sich zu sehr radikalen Ausschlusspolitiken; so waren beispielsweise hetero- und bisexuelle Frauen nicht willkommen, ebenso wenig wie Frauen mit männlichen Kindern. Dafür standen und stehen diese Kommunen bis heute stark in der Kritik.

In vielen Zusammenhängen wurde jedoch bald erkannt, dass in dem Versuch, Schutzräume auf Grundlage sehr spezifischer Gruppenzugehörigkeiten

aufzubauen, auch wieder Diskriminierungen und Ausschlüsse produziert wurden.

Ein Kriterium, das sich besonders schnell als verfehlt erwies, aber bis heute noch nicht ganz ausdiskutiert ist, war die Reduktion der Einladungspolitiken auf Cis-Frauen. Zunächst erkämpften sich Transmänner Zugang zu feministischen Schutzräumen, die häufig vor ihrer Transition in feministischen Communities sozialisiert worden waren und darauf hinwiesen, dass sie sich diesen auch weiterhin verbunden fühlten.¹¹ Daraufhin wurden viele vorherige FrauenLesben-Räume zu FLT*(Frauen, Lesben, Trans)-Räumen. Dies stieß jedoch von neuem die Diskussion an, worüber sich nun die »Gemeinsamkeit« definieren ließe, die ja die Sicherheit der Räume garantieren sollte. Ein Ansatz war, die Einladungspolitiken der Schutzräume über gemeinsame Sozialisation zu argumentieren. Diese Argumentation schrieb Transmännern eine vor ihre Transition erlebte weibliche Sozialisation zu, weshalb sie in den Räumen willkommen sein sollten, und schloß damit meistens zugleich Transfrauen aus, da ihnen dementsprechend eine männliche Sozialisation zugeschrieben wurde. Diese binäre Denkweise wurde allerdings den Realitäten vieler Transpersonen nicht gerecht, die sich auch vor ihrer Transition nicht mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifiziert hatten oder die sich primär als Trans definierten. Darüber hinaus war das Ausladen von Transfrauen aus FLT*-Räumen natürlich schon allein deshalb völlig verfehlt und diskriminierend, weil den Transfrauen damit abgesprochen wurde, »vollständige« Frauen zu sein. Etwa in den 2010er-Jahren wurden im deutschsprachigen Raum Inter-Personen in die Einladungspolitiken aufgenommen, und feministische Schutzräume wurden zunehmend als FLTI*-Räume definiert. Das Sternchen bezeichnete dabei weitere im patriarchalen System unterdrückte Geschlechtsidentitäten, ohne diese jedoch explizit zu nennen; daher wandelte sich der Begriff schließlich ab dem Jahr 2017 nach und nach zu FLINTA, was nun auch Nonbinary und Agender Personen mit aufnahm.¹²

Trotzdem sind in manchen queerfeministischen Räumen noch Vorbehalte gegen Trans- und Nonbinary – AMAB(assigned male at birth)-Personen anzutreffen, wie auch im Interview mit C deutlich wird. Die Dynamik, die C beschreibt, klingt nach einer eher unbewussten Form der Diskriminierung. Von vielen Transpersonen im Haus scheint eine solche Ablehnung beispielsweise in Entscheidungsprozessen über die Aufnahme neuer Mitglieder ins Kollektiv wahrgenommen worden zu sein, die von anderen Bewohner*innen nicht gesehen oder abgestritten wurde.

Darüber hinaus gibt es auch immer noch vereinzelte FrauenLesben

Räume, die weiterhin darauf bestehen, sich nur mit Anderen Cis-Frauen zu organisieren, und teilweise sogar Transfrauen ihre Weiblichkeit absprechen. Solche Positionierungen werden von großen Teilen der Szene als rückständig und verletzend empfunden und mit dem Begriff »TERF« bezeichnet, was für »Trans excluding radical feminism« steht.¹³ Personen, die sich außerhalb der Kategorien Cis-weiblich und Cis-männlich verorten, sind häufig am stärksten von patriarchaler Unterdrückung betroffen und machen vielfältige Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen. Daher erscheint es äußerst bizarr, dass einige Cis-Feministinnen auch nach jahrzehntelangen Kämpfen um Anerkennung diverser Geschlechtsidentitäten noch das Bedürfnis haben, Trans-, Inter-, Nonbinary- und Agender Personen aus ihren Räumen auszuschließen und sich einem gemeinsamen Kampf gegen das Patriarchat verwehren. Dennoch zeigt dies exemplarisch einen der Gründe, warum es so herausfordernd ist, »sichere« Räume zu schaffen: Sicherheitsbedürfnisse sind nicht immer deckungsgleich mit einem tatsächlichen Zustand von Sicherheit. Darüber hinaus können sich die Sicherheitsbedürfnisse unterschiedlicher Personen teilweise diametral gegenüberstehen und sich gegenseitig ausschließen.

Neben der Thematik der In- und Exklusion von diversen Geschlechtsidentitäten ist es außerdem wichtig, darauf hinzuweisen, dass auch innerhalb von FLINTA-Räumen vielfältige Unterdrückungsformen möglich sind: Ein Schutzraum für FLINTA-Personen ist noch nicht automatisch ein Raum, in dem sich FLINTA-Personen of colour sicher fühlen können, und in dem keine klassistischen oder ableistischen Diskriminierungen stattfinden können.¹⁴ Ein besonderes Risiko für Diskriminierungen in Schutzräumen geht häufig mit einem starken Fokus auf das Sicherheitsgefühl der anwesenden Personen einher, das, wie zuvor beschrieben, nicht immer deckungsgleich mit tatsächlicher Sicherheit sein muss. Da sich vermuten lässt, dass sich Gefühle von Sicherheit nach wie vor stark an Ähnlichkeiten unter den Anwesenden festmachen, besteht also die Gefahr, dass alles, was vom Normbild innerhalb eines Raumes abweicht, als eher verunsichernd wahrgenommen wird.¹⁵ Wenn der Anspruch eines Raumes also sein sollte, dass auch irrationalen oder nicht begründbaren Angstgefühlen unbedingt Platz eingeräumt werden müsse, ist fast automatisch mit Ausschlüssen zu rechnen.¹⁶ Diesen Mechanismus, dass nicht näher definierte Gefühle des Unwohlseins ausreichen, um Personen aus dem Kollektiv auszuschließen oder nicht aufzunehmen, beschreibt auch C Im Interview mit den Worten:

»There was a lot of, like: ›I'm not comfortable with this person. I think that was probably the most common phrasing for trans exclusion.«

Eine Antwort auf diese Dynamik könnte die Aufforderung an jede einzelne Person sein, den eigenen Standpunkt innerhalb der Unterdrückungshierarchien eines Schutzraumes zu reflektieren und sich bewusst zu machen, dass manche der eigenen Sicherheitsbedürfnisse andere, weniger privilegierte Personen innerhalb des Raums einschränken oder diskriminieren können, und diese Bedürfnisse dementsprechend zurückzustellen. Sehr gut bringt das eine Stellungnahme des Copenhagen Queerfestivals auf den Punkt:

»Therefore we are not sure that everyone should feel safe at all times. Not every position is safe, while feeling safe as a queer is important at the festival, feeling safe as a white person might not be an exclusively good thing. We have to remember that every time we interact with each other, we represent different positions. Sometimes our privileges are limiting other peoples freedom, and sometimes our freedom is limited by other peoples privileges. And so, to really challenge our positions, we might have to give up on the idea of personal safety from time to time, to be able to make a safe space for others. And this very process in itself is not safe. It is scary and challenging and even painful at times.«¹⁷

Der Begriff des safe space ist allerdings nicht zwangsläufig auf physischen Raum beschränkt. Seit einigen Jahren ist eine Debatte um die »Safe Space-Bewegung« im Universitätskontext entbrannt. Bei dieser Bewegung geht es weniger um konkrete physische Räume und mehr um das Bestreben vieler Studierender, ein möglichst diskriminierungsarmes Miteinander im Hochschul-Umfeld zu etablieren. Der Begriff der Mikroaggression, um den es hier viel geht, wurde in den 70er Jahren von dem Psychiater Chester Pierce geprägt und beschreibt kleine Beleidigungen, die hauptsächlich im alltäglichen Sprachgebrauch, aber auch nonverbal stattfinden können, und Personen in Bezug auf ihre Gruppenzugehörigkeit abwerten.¹⁸ Solche Mikroaggressionen können im Bezug auf unterschiedliche Gruppen zu Diskriminierungen führen und schaffen ein Umfeld, in dem sich Personen mit der jeweiligen Gruppenzugehörigkeit nicht willkommen und nicht sicher vor Verletzung und Ausgrenzung fühlen können. Die Safe Space-Bewegung versucht daher, mehr Bewusstsein für solche Mikroaggressionen zu schaffen und ein Verständnis für einen diskriminierungsarmen Sprachgebrauch zu etablieren.¹⁹ Obgleich die Politisierung scheinbar privater Erlebnisse und der Blick auf die gesellschaftlichen Machtverhältnisse, die sich in zwischenmenschlichen Situationen ausdrücken können, eine auch aus der feministischen Tradition altbekannte Strategie sein dürfte,²⁰ hat sich bereits ein breites Lager an Kritiker*innen der Safe Spaces-Bewegung gebildet. Bei den prominenteren Kritiker*innen handelt es sich großteils um ältere, weiße, Cis-männliche Personen in Professorenpositionen.

Sie haben bereits zahlreiche Bücher über die Bewegung veröffentlicht, in denen entweder die Meinungsfreiheit im Ganzen in Gefahr gesehen wird, oder die Studierenden weitgehend infantilisiert werden und ihnen attestiert wird, die Härten der Welt nicht ertragen zu können.²¹ Ein tatsächlicher Kritikpunkt der Bewegung könnte allerdings sein, dass die eigentlich als besonders inklusiv intendierten Räume wiederum Ausschlüsse produzieren können. Je mehr die Auseinandersetzung mit bestimmten Themen und die Aneignung eines spezifischen Sprachgebrauchs Voraussetzung ist, um in bestimmten Räumen bestehen zu können, desto ausschließender werden diese Räume häufig in einem klassistischen Sinne. Das gilt sowohl für Hochschulen als auch für feministische Schutzräume in der linken Szene, die auch abschreckend und ausgrenzend auf Neulinge oder szenefremde Personen wirken können, wenn ein hohes Level an Verhaltens- und Sprachcodes auf eine geringe Fehlertoleranz trifft. Schlussendlich bleibt außerdem die schwierige Frage, wem wieviel Schutz für was gewährleistet werden kann. Dies betrifft den hochschulbezogenen Diskurs genauso wie die gemeinsame politische Arbeit oder das Zusammenleben in einem queerfeministischen Wohnprojekt. Ein bewusster und diskriminierungsarmer Umgang miteinander und das Vermeiden von sprachlichen und habituellen Mikroaggressionen ist wohl in allen geteilten Räumen erstrebenswert, da sich in dem Bemühen darum der Wille zur Veränderung des diskriminierenden Status quo ausdrückt, ebenso wie die Wertschätzung diverser Gruppenidentitäten. Dennoch ist es vermutlich notwendig zu unterscheiden zwischen Diskriminierungen und Mikroaggressionen in Bezug auf Gruppenzugehörigkeiten und dem Wunsch nach Rücksicht auf individuelle Trigger und Traumata. Der Schutz vor Verletzungen auf einer solchen mehr persönlich / psychologischen Ebene, die keinen strukturellen Charakter haben, ist in größeren Zusammenhängen vermutlich nicht immer so einfach zu gewährleisten. Diese Thematik kam auch im Interview mit B zur Sprache und wurde von ihm dort in Bezug auf die Liebigstraße, beziehungsweise das Zusammenleben in größerem Kontext, formuliert mit den Worten:

»Wenn ich mit drei Leuten wohne, dann kann ich das ein bisschen mehr mikromanagen irgendwie zu sagen: Können wir bitte dies und jenes vermeiden? [...] Ich glaube, dass Leute mit sehr großen Erwartungen, wie detailliert auf ihre Bedürfnisse eingegangen werden kann, ins Haus gekommen sind und dann völlig entsetzt waren, dass das nicht möglich ist. Aber ich glaube, das geht bei 40 Leuten einfach nicht. Ich meine, ich kann zum Beispiel schlecht sagen, es können keine Cis-Männer mehr in das Haus kommen, und es leben im Haus genügend Leute, die haben Beziehungen oder Sex mit Cis-Männern.

Und die wollen hier auch leben und die gehören auch dazu. So als ein Beispiel, dass Bedürfnisse nicht immer die gleichen sind, aber auch nicht ein Bedürfnis unbedingt wichtiger ist als das andere. Und dass ich einfach glaube, dass Leute, die sich ein höheres Maß an psychischer Sicherheit wünschen, auch gar nicht unbedingt so glücklich werden in so einem großen Projekt.«

Die traurige Erkenntnis, dass Safe Spaces, also Räume, in denen sich Menschen vollständig sicher vor Unterdrückung, Diskriminierung, Aggressionen und Triggermomenten fühlen können, vermutlich zumindest in größeren Kontexten nicht umsetzbar sind, hat sich in der Debatte darüber allerdings auch schon weitgehend durchgesetzt. Daher wird vermehrt von »Safer Spaces« gesprochen, um mit zu kommunizieren, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse auch in diese Räume hineinwirken; dass sie allerdings reflektiert werden und das Bemühen um Ihre Dekonstruktion hohe Priorität hat.²² Zentral zur Schaffung diskriminierungsarmer und inklusiver Räume ist die Bereitschaft, sich kollektiv mit diskriminierenden und verletzenden Erfahrungen auseinanderzusetzen und Strukturen für diesen Prozess aufzubauen, die ein stetiges voneinander Lernen ermöglichen.²³

1 Lesiak, Isabella: »Eine kleine Geste an der Wand«: Diplomarbeit Uni Wien, 2011, S. 4-5	8 Hoeder, Ciani – Sophia: »Unter Schwarzen: Sind ›Safe Spaces‹ heilend, selektiv, beides oder nichts?« online auf: Rosamag.de, 26.02.2020; Link: https://rosa-mag.de/unter-schwarzen-sind-safe-spaces-heilend-selektiv-beides-oder-nichts/	14 Kokits / Thuswald, 2015, S.87
2 Beyer, Dennis: »Der Denkmalwert von Illegalität – Streetart als visuelle Erinnerungskultur« in: Technische Universität Berlin: »Graue Reihe des Instituts für Stadt- und Regionalplanung«, Heft 39, Hg: Forum für Stadt und Regionalplanung E.V., 2012, S. 14	9 Roestone Collective: Safe Space: »Towards a Reconceptualization« in: »Antipode Vol. 46 No.5«: Antipode Foundation 2014, S. 1353	15 Kokits / Thuswald, 2015, S.89
3 Lesiak, 2011, S. 11	10 Kokits / Thuswald, 2015, S. 84	16 Kokits / Thuswald, 2015, S. 89
4 Beyer, 2012, S. 15	11 Kokits / Thuswald, 2015, S.85	17 Kokits / Thuswald, 2015, S.89
5 Beyer, 2012, S. 15	12 Ulrich, Sarah: »Hä, was heißt denn FLINT?«, in: »Missy Magazine 06/20«, Missy Magazine Verlag UG, 2020, Online verfügbar unter: https://missy-magazine.de/blog/2020/12/07/hae-was-heisst-denn-flint/	18 Seeßlen, Georg: »Semantic Healing«, online auf: jungle.world.de, 2015, Link: https://jungle.world/artikel/2015/43/semantical-healing
6 Beyer, 2012, S. 20	13 Yaghoobifarah, Hengameh: »Was ist denn SWERF und TERF?«, in: »Missy Magazine 04/16«, Missy Magazine Verlag UG, 2016, Online verfügbar unter: https://missy-magazine.de/blog/2016/12/01/was-ist-denn-swerf-und-terf/	19 Seeßlen, 2015
7 Kokits, Maya / Thuswald, Marion: »gleich sicher? sicher gleich? Konzeptionen (queer)feministischer Schutzräume«, in: Femina Politica, Ausgabe 1/2015, Verlag Barbara Budrich, 2015, S. 83		20 Kokits / Thuswald, 2015, S. 90
		21 Kaldewey, David: »Der Campus als ›Safe Space‹? Zum Theoretischen Unterbau einer neuen Bewegung«, in: Engelemeier, Hanna / Felsch, Philipp (Hg): Mittelweg 36, 4/5, 2017 2017 S. 4
		22 Kokits / Thuswald, 2015, S.88
		23 Kokits / Thuswald, 2015, S.92

(D) Dorfplatz

Als »Dorfplatz« wird die Kreuzung Rigaer Straße / Liebigstraße bezeichnet. Aufgrund der verkehrsberuhigten Lage wurde vor allem der Bereich direkt vor der Liebig 34 als erweitertes Nachbarschaftswohnzimmer genutzt. Für ein aktives Straßenleben sorgten unter anderem zahlreiche Veranstaltungen, Konzerte und Straßenfeste, die von Liebig 34 und Rigaer 94 organisiert wurden.



D hat 2,5 Jahre im Haus gewohnt, von Mai 92 bis Dezember 94. Sie war nach ihrem Auszug weiterhin in der Szene aktiv, hatte aber lange keinen Kontakt mehr zur Liebig, obwohl sie in unmittelbarer Nachbarschaft wohnt. Im Jahr 2015 ist wieder Kontakt mit den Bewohner*innen und der Hausgemeinschaft entstanden. Obwohl sie nicht mehr dort wohnt, war sie die letzten Jahre eng mit dem Haus vernetzt und viel bei Veranstaltungen in der Liebig und auf dem Dorfplatz unterwegs,

Du bist 91 nach Berlin gekommen, mitten in der Dritten Hausbesetzungswelle und kurz nach dem Mauerfall. Wie hast du Berlin damals erlebt?

D Also, Ost-Berlin kam mir damals vor wie eine krasse Kulisse. Die Häuser, das war ja hauptsächlich Altbau und dann noch ein paar Plattenbauten. Ich hab noch nie so viele Nuancen von Grau gesehen, weil auch einfach dadurch, dass da so viel mit Kachelofen geheizt wurde, alles so verrußt war. Alle Häuser waren relativ zerfallen und fast alle Erdgeschossläden waren leer... Das sah so ein bisschen aus, als wäre der Zweite Weltkrieg erst vorgestern zu Ende gegangen. Und dann halt diese massiv vielen besetzten Häuser. Und diese Hausbesetzer*innen Subkultur war zum Teil riesig groß und voll bunt. Man konnte extrem viele Sachen auf die Straße finden. Also, alte Möbel und so. Und außerdem, teilweise waren Wohnung ja auch leer, weil Leute in den Westen abgehauen sind, und du konntest überall einfach Sachen holen. Das war wie so ein riesengroßer Abenteuerspielplatz.

Wie bist du in die Liebig 34 gekommen?

D Ich war schon seit Teenie-Alter sehr fasziniert von dieser ganzen Sache mit besetzten Häusern. Ich wusste von der Hausbesetzerwelle in Berlin und fand das interessant. Und dann bin ich extra Sommer 91 nach Ostberlin gefahren mit dem Ziel, die Hausbesetzer zu finden. Nach so einer knappen Woche habe ich per Zufall Leute in der U-Bahn kennengelernt, die haben mir dann eine Adresse auf ein Stück Pappe geschrieben und gesagt, da machen wir am Montag Tresen, komm vorbei. Und das war tatsächlich das XB in der Liebig 34. Als ich das erste Mal in dem Haus drinnen war, saßen da Leute am Tisch und haben Kaffee getrunken, und es war auch so dieses typische, alles ein bisschen chaotisch und staubig. Und es roch nach Kaffee und Selbstgedrehten, und Staub, und Mörtel. Wie so ein richtiges besetztes Haus. Ich fand das so schön und so fantastisch, und hab mich einfach so richtig angekommen gefühlt. Und dann kam mir das wirklich wie so eine Offenbarung, weil, ich hab mich da so wohlgefühlt, und da kam mir der Gedanke, ich werd nach Berlin ziehen. Das ist genau das, was ich will. Ich werd nach Berlin ziehen, ich werde Hausbesetzerin sein. Und dann hab ich relativ schnell einen Weg gefunden, dass ich auch

in der Liebig wohnen konnte, weil ich Leute kennengelernt hab und einfach gefragt hab.

Was war die Liebig 34 für ein Haus, bevor sie besetzt wurde? Warum stand sie leer, und wem hat sie gehört?

D Sehr viele Häuser standen ja im Osten leer. Teilweise, weil die Leute in den Westen abgehauen sind. Aber auch, weil viele Häuser in der DDR abgerissen und mit Plattenbauten ersetzt werden sollten. Und die kamen einfach nicht dazu, weil dann ist die Mauer gefallen. Nach der Wende wurden die Häuser dann nicht abgerissen und dann gab es ja so einen Zeitraum, wo man untersucht hat, wem diese Häuser gehört haben vor dem Zweiten Weltkrieg. Das war auch ein Grund, warum die Liebig so leicht Verträge bekommen konnte; die Wohnungsbaugesellschaft Friedrichshain hat das Haus notverwaltet in der Zeit, bis man herausgefunden hat, wer die ehemaligen Besitzer waren. Und die ehemalige Besitzer von Liebig waren tatsächlich Juden gewesen, die enteignet wurden von den Nazis. Ich weiß nicht die genauen Details, aber jedenfalls haben sie dann irgendwann die Erben gefunden, und das war dann eine jüdische Erbgemeinschaft, so hat man das genannt. Die haben teilweise in USA und teilweise in Israel gelebt.

Was war die politische Ausrichtung des Hauses damals, kurz nach der Besetzung?

D Ich habe später gehört, dass es am Anfang keine politische Besetzung war, sondern dass es erstmal nur um Wohnraum ging. Die Liebig war auch eins von den ersten Häusern, die Verträge gemacht haben. Das war auch ein Grund, warum es ein bisschen verschrien war; so SozPäds, die dann Verträge machen. Wo andere ja voll Hardcore Punk waren und einfach meinten, wir Anerkennen gar nicht sowas wie Miete und Verträge und so. Zum Beispiel die Kreuziger Straße, das war so die Hardcorestraße, wo es immer sehr viel Stress mit den Bullen gab, und Straßenkämpfe und so. Und über die Liebig und die 94 waren sie immer eher so: haha, was sind das für peacies, die da wohnen. Und das hat mich ein bisschen gewurmt, weil ich... Also gut, ich hatte auch voll Angst vor den Bullen und ich hab nie krasse Sachen gemacht. Aber ich wollte eigentlich lieber so eine richtig hardcore Hausbesetzerin sein. Es ist so ein bisschen lustig, weil die Liebig und die 94 sind ja heute voll krass politisch und hardcore militant irgendwie. Und die beiden waren früher eigentlich so voll die peacigen Häuser. Und zum Beispiel die Kreuzigerstraße, das sind jetzt alles Omas und Opas, die dort leben und lange nicht mehr krass und militant sind. Das ist so ein lustiger Wechsel, irgendwie.

Wie hast du die Stimmung im Haus damals erlebt?

D Also, ich bin ja erst dahin gekommen, nachdem das Haus schon ein Jahr besetzt war. Und ich denke, dass für viele Leute die ersten anderthalb Jahre so die Zeit waren, wo alle total aufgeschlossenes waren, und yeah, und so. Und danach kamen mehr und mehr die Unterschiede zum Vorschein irgendwie. Und so die Hälfte oder zwei Drittel die da gewohnt haben waren Studies, und sehr viele haben Sozialpädagogik studiert. Und dann gab es so ein bisschen die Chaos Fraktion, welche, die nicht studiert haben, die mehr so in den Tag hineingelebt haben, kann man vielleicht sagen. Leute, die eigentlich auch mehr so diese Hausbesetzer-, Punk-, Do it yourself-Ding gesucht haben. Für viele von den Studies, für die war das vielleicht nicht ganz so dieses: Wow, Punk, wir wollen Anarchismus und wir wollen das System stürzen! Ich glaube, die waren vielleicht mehr so Studenten, die auch schon links waren, aber wo das nicht so sehr zu ihrem Selbstbild und ihrer Identität gehört hat, das Hausbesetzen. Viele von denen hatten mit der Zeit so relativ spießige Ansprüche, wie das Leben im Haus sein soll. Die wollten sehr viel Struktur und Regeln und sie hat das Chaos und so sehr gestört. Und wir wurden dann irgendwann in zwei Küchen aufgeteilt, die erste Stock Küche und die vierter Stock Küche. Und die vierter Stock Küche, die hatten Putzpläne und Wer-Kocht-Pläne, und hatten auch so ihren Fußboden geschliffen und so Zeug. Und meine Küche, wir waren wir so: Wir wollen gar keine Regeln! Was dann auch zum Nachteil wurde, weil das waren dann letztendlich immer die gleichen Leute, die eingekauft und geputzt und gekocht haben. Also, das ist auch nicht unbedingt der Weg. Aber jedenfalls diese Studis, die haben uns am Ende rausgeekelt, mehr oder weniger. Bei jedem Plenum haben sie sich im Vorfeld abgesprochen, haben wir irgendwann herausgefunden. Und die Plenas war immer auf Deutsch. Aber in unserer Küche gab es nur eine deutsche Frau, der Rest waren alle nicht deutsche Muttersprachler. Und dann hatten sie auch immer wieder was an uns auszusetzen. Wo wir sagten, Dann lass uns doch unser Chaos, und ihr habt euer Spießerdings. Was auch lustig ist, später hab ich oft gehört dass das immer so war, die obere Küche ist die Spießerküche und die untere Küche ist die Chaosfraktion.

Du hast das Haus ja über eine längere Zeit mitbekommen, oder zumindest zwei Epochen Zeiträume intensiv miterlebt. Wie hast du die Entwicklung des Hauses in Bezug auf die Organisationsstrukturen erlebt?

D Von dieser zweite Epoche, die ich miterlebt hat, ist Vieles auch ein bisschen raten, weil ich das ja nicht von innen erlebt habe. Als wir 2015 in dem Haus waren, ist mir aufgefallen, dass bei den Küchen, und auch woanders, so Zettel hingen, so Instruktionzettel und Erinnerungen. Wie die Küchenordnung geht, zum Beispiel. Also das, was wir nicht wollen. Aber ich fand es dann gar

nicht spießig. Mein Eindruck war, dass es immer noch dieses anarchistische Hausbesetzerding ist, oder Hausprojekt, aber halt organisiert. Und dann hab ich damals gedacht: Ok, eigentlich traurig, dass wir rausgeekelt wurden. Weil vielleicht wären wir von alleine auf den Gedanken gekommen, dass es vielleicht gar nicht so schlecht ist, sich auch ein bisschen abzusprechen und zu organisieren. Ich hatte das Gefühl, dass sie dafür ein gutes Mittelding gefunden haben.

Du meinst eben, dass Liebig und die 94 früher als besonders wenig militante Häuser galten. Zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung hat sich das ja mittlerweile sehr verändert. Was glaubst du, woran das liegt?

D Also Liebig und 94, die sind ganz klar radikaler und militanter geworden, als die das damals waren. Und ich denke das hat mit unterschiedliche Sachen zu tun, die ich natürlich nicht alle weiß. Aber, also die Häuser wurden '90 besetzt. November 90 war diese riesen Räumung der Mainzer Straße. Und danach wurden eigentlich von 90 bis 96 keine Häuser mehr geräumt. Das heißt, wir hatten schon Bullenpräsenz aber viel weniger. Wir hatten nicht diese krasse Repression wie heute. Das heißt, es war nicht so notwendig, militant zu sein. Die, die damals militant waren, waren das, weil es ihr Selbstverständnis war, militant zu sein. Und ein weiterer Grund... Also, viele Besetzungen wurden ja über die Zeit legalisiert. Oft mit Genossenschaften, das heißt ohne die Herausforderung von irgendwelchen Hausbesitzer*innen. Und bei der Liebig und der 94 ist das nicht so. Also, die haben tatsächlich eine Hausverwaltung. Und dann hat ja noch die Gentrifizierung das alles angekurbelt. Da gibt's weniger Auswahl in ein Hausprojekt zu ziehen, heutzutage, als es das in den 90ern gab. Deswegen gehe ich davon aus, dass das bei vielen Leuten, die in die Liebig ziehen oder in die 94, eine noch bewusstere Entscheidung ist. Und ich denke dass die auch mit dieser Einstellung dahin gehen, das Projekt zu verteidigen, grade weil nicht mehr so viele Projekte gibt.

Du wohnst ja auch in Friedrichshain in der Nähe der Liebig 34. Wie nimmst du die Gentrifizierung und Veränderung des Kiezes wahr?

D Ja, die Veränderung des Kiezes ist richtig, richtig krass und sehr traurig. Also, die Gentrifizierung hat auf jeden Fall auch 2016 schon sehr stark angefangen, als ich mit der 94 und danach der Liebig wieder in Kontakt kam. Aber es ist noch viel krasser geworden. Ich bin selber davon betroffen, dass meine Wohnung wegen Eigenbedarf gekündigt worden ist. Meine ganzen Nachbarn werden wegen Eigenbedarf gekündigt. Mir gegenüber stehen mehrere nagelneue Häuser, neben mir ein Grundstück, wo eigentlich die älteste Häuser von Friedrichshain standen, die eigentlich unter Denkmalschutz standen, aber trotzdem abgerissen wurden. Hier gibts überall in Friedrichshain so krass viele Neubauten, die innerhalb

von den letzten 10 Jahren ungefähr entstanden sind. Man merkt auch einfach, dass die Leute, die neu in diesen Bauten leben, dass es einfach Leute sind, die mehr Geld haben. Also, es gibt auf der einen Seite ein großer Zusammenhalt in unserem Kiez. Friedrichshain war seit den Neunzigern jahrzehntelang der jüngste Bezirk von Berlin, weil es einfach war, hier Wohnungen zu bekommen, die günstig waren. Das heißt, es war lange ein typischer Student*innenkiez. Und halt auch ganz viele so Lebenskünstler*innen, Leute, die sich ein bisschen durchschlagen. Man konnte hier gut leben mit wenig Geld und konnte viele Kontakte im Kiez haben. Es gibt einen Zusammenhalt, und die Liebig und die 94 sind sehr, sehr wichtig für diesen Zusammenhalt. Ich hatte zwei Gerichtsprozesse wegen der Eigenbedarfskündigung, und die Leute aus der Liebig kamen zu den Prozessen und haben mir extrem den Rücken gestärkt. Und die Liebig und die 94 waren auch auf eine Art voll die Gentrifizierungsbremsen. Und ich weiß nicht wie sich das jetzt weiter verändern wird.

Welche Funktion erfüllt der Dorfplatz für die Nachbarschaft? Und was denkst du wird sich jetzt, nach der Räumung, daran ändern?

D Der Dorfplatz ist finde ich ein super wichtiger Ort gewesen für die Nachbarschaft. Also zum Teil, weil die Liebig da auch einfach sehr viel Sachen auf die Beine gestellt hat. Zum Beispiel durch ihre Küfa, das war auch super. Und sie haben Tafelessen verteilt vom Haus aus. Und sie haben auch Veranstaltungen, Straßenfeste und so gemacht. Aber auch weil der Dorfplatz einfach rein geographisch so genial ist. Diese Ecke und diese breite Straße. Einfach ein so toller Ort. Und als die Liebig da war, war das einfach ein super guter Ort der Begegnung. Und dadurch finde ich, dass es total wichtig für die Nachbarschaft gewesen ist, und dass der Platz sehr viel dazu beigetragen hat, dass man sich im Kiez mit den Leuten, die an Gemeinschaft interessiert waren, treffen konnte. Und auch organisieren konnte und versuchen, gegen Gentrifizierung anzukämpfen. Für diese ganze nachbarschaftliche, solidarische Freundschafts-Entstehungs-Vernetzung, da ist der Dorfplatz so wichtig.

Das, was das noch ein bisschen hält ist, dass der Bäcker noch da ist. Und dass der Bäcker ja auch schon eine sehr soziale Funktion hat, weil man davor stehen kann. Und ich hoffe halt, dass wenn der Frühling kommt und Corona ein bisschen weggeht, dass man trotzdem ein bisschen so einen Reclaim Dorfplatz machen wird. Also, sich einfach dort treffen, sich das nehmen. Aber ich befürchte, dass es irgendwann weg ist; besonders, wenn sie die 94 jetzt auch noch räumen.

Wieso bist du damals aus der L34 ausgezogen?

D Also, ich bin damals ausgezogen, weil viele von meinen Freunden in meiner

Küche ausgezogen sind und ich mich dann immer mehr einsam und unwohl in dem Haus gefühlt habe. Die Leute im Haus, die Leute in der Szene, das war etwas, was mir auf der einen Seite extrem viel gegeben hat, aber auch extrem geschlaucht hat. Und wenn du dann da Konflikte hast, und alles auseinanderfällt, und die Leute wegziehen. Dann ist man auch erst mal fertig, irgendwie. Und zusätzlich denke ich, dass es einfach auch ein Vollzeitjob ist, in einem Projekt zu leben, und überhaupt in dieser Szene. Natürlich kann man sagen, vielleicht habe ich auch einfach ein bisschen zu utopische Illusionen gehabt. Aber als ich aus der Liebig ausgezogen bin, war ich extrem desillusioniert. Und ich bin nie wieder in eine Gemeinschaft gezogen. Und ich weiß, das erste Jahr, als ich da ausgezogen bin, war ich so wütend, dass ich ab und zu, wenn ich am Haus vorbei kam, das Haus angespuckt habe. Aber es gibt ja andere besetzte Häuser, die immer noch bestehen. Wo Leute immer noch dort leben, die seit eh und je da wohnen, wie zum Beispiel in der Kreuziger Straße, wo die Besetzi-Omas und Opas wohnen. Und manchmal bin ich auch so ein bisschen wehmütig und so ein bisschen neidisch.

Was bedeutet die Räumung für dich persönlich?

D Ja, ich habe es auch noch nicht ganz verstanden. Obwohl ich das ja alles mitbekommen habe, und ich steh auch oft unten und guck mir das geräumte Haus an. Aber trotzdem hab ich das teilweise immer noch, dass ich so unterbewusst denke, wenn der Frühling kommt, dann geh ich runter zum Dorfplatz, und dann ist es doch immer noch alles da, irgendwie. Und als ich dann diese krasse Sache gehört habe, dass der Eigentümer jetzt bei der 94 anerkannt ist, und dass das brenzlicher aussieht als sonst davor, das hat mich total geschockt. Da hab ich endlich gemerkt, dass die Liebig weg ist, und dann hab ich gedacht, scheiße, und vielleicht die 94 auch noch. Dass die Liebig geräumt wurde, das ist ein bisschen, als ob meine Vergangenheit von 29 Jahren ausradiert wurde. Das ist schon brutal. Aber ich habe das Haus in mir drinnen. Also ich hab die Wände und die Gerüche, die Gefühle alles in mir drinnen. Also, dass ich einfach in Gedanken da spazieren gehen kann und die Geräusche, wie das sich anhört, wenn die Tür aufgemacht wird, und die Gerüche, und das Gefühl von dem wackeligen Geländer. Weil das mir einfach sehr viel bedeutet hat.

Die Utopie vom öffentlichen Raum

Unser heutiges Verständnis von öffentlichem Raum hat seinen Ursprung im antiken Griechenland. Die sogenannte Agora, ein rechteckiger und von allen Seiten zugänglicher Platz, war dort das Zentrum des öffentlichen Lebens und der demokratischen Prozesse einer jeden Stadt. Das Zentrum im Wortsinne,

weil sie meist zentral in der Mitte der Stadt gelegen war, und in Bezug auf ihre Funktion: Rund um die Agora befanden sich alle wichtigen Gebäude der städtischen Organisation, wie Verwaltung, Gericht oder Bibliothek, und die Bürger der Stadt trafen sich auf dem Platz, um über Philosophie und Politik zu diskutieren und die Belange der Gemeinschaft zu entscheiden.¹

Das Verständnis von Demokratie, das sich in dieser physischen sowie organisatorischen Architektur ausdrückte, wird häufig als zutiefst aufklärerisch interpretiert: demokratische Prozesse liefen vor aller Augen sichtbar ab; die Geschicke des Staates wurden in großen öffentlichen Diskussionen entschieden, in denen alle Bürger mitreden konnten. Die ideale Agora wird in diesem Sinne oft auch als Idealbild des demokratischen Staates verstanden und hatte damit große Vorbildfunktion,² was sich beispielsweise an der Gestaltung des »Marktplatzes« in der Architektur europäischer Städte erkennen lässt, der sich aus dem Vorbild der Agora entwickelte.³

Was allerdings in der Glorifizierung der griechischen Demokratie und ihrer gemeinschaftlichen Organisation häufig weniger Erwähnung findet, ist, dass nur eine kleine, privilegierte Minderheit zu diesen »Bürgern« zählte, die die Agora überhaupt betreten und dort Reden halten durften: volljährige, freie Männer, die neben dem Wahlrecht auch über genügend Geld verfügten, um es sich leisten zu können, den Tag diskutierend auf dem Marktplatz zu verbringen.⁴ Das Verhältnis von wahlberechtigten Bürgern und nicht wahlberechtigten Sklav*innen betrug im alten Athen 1:15, und Frauen standen ihr Leben lang unter der Vormundschaft ihres Vaters oder Ehemanns.⁵ Der absolut überwiegende Teil der Gesellschaft war also aus dem öffentlichen Raum und damit dem öffentlichen Leben weitestgehend ausgeschlossen.

Das Idealbild der Agora als für alle Menschen gleichermaßen zugänglicher Raum, in dem sich eine echte »Öffentlichkeit« abbildet, war also immer schon eine Utopie und ist dies über die Jahrhunderte hinweg auch geblieben, wenn gleich sich in unterschiedlichen Epochen immer wieder verändert hat, welche Gruppen jeweils ausgeschlossen waren.⁶ Aktuell sind es wohl Obdachlose, Drogenabhängige und migrantisch gelesene männliche Jugendliche, die im öffentlichen Raum am wenigsten erwünscht sind.⁷

Ein weiterer Ausschlussmechanismus ist etwa seit den 90er Jahren durch die zunehmende Ökonomisierung des öffentlichen Raums entstanden. Im Rahmen eines sich seit den 80er Jahren zunehmend zurückziehenden Sozialstaates wurde damals auch die Stadt als Ganzes immer mehr einer Neoliberalen Logik unterworfen⁸ und ein neues Idealbild der Innenstadt als Hochglanz-Shoppingarea hielt Einzug in die Stadtplanung.⁹ Am Beispiel der großen Bergstraße in Altona

erklärt Christoph Twickel in »Gentrifidingsbums«, wie Einkaufsstraßen oder Stadtteil-Zentren von Stadtplaner*innen und zuständigen Politiker*innen danach bewertet werden, wieviel Umsatz dort gemacht wird und wieviel Kaufkraft die Nutzer*innengruppen haben.¹⁰

Der Großen Bergstraße wird in ihrem damaligen Zustand (Stand 2010) aufgrund einer Ballung von preiswerten Imbissen, inoffiziellen Straßenflohmärkten und 1€-Shops und einem lebhaften, aber wenig umsatzstarken Straßenleben attestiert, in ihrer Funktion als Stadtteilzentrum gestört zu sein.¹¹ Als Antwort auf solche und ähnliche »Missstände« werden von politischer Seite verschiedene Strategien angewandt, die öffentliche Räume besser für privates Kapital nutzbar machen, wodurch gleichzeitig häufig zentrale Funktionen des »Öffentlichen« verloren gehen. Als ein Beispiel für eine solche Dynamik der Privatisierung werden oft Shopping-Malls angeführt. Diese sind erst seit den 90er Jahren vermehrt Bestandteil von deutschen Innenstädten geworden und haben es seitdem geschafft, eine neue Art von Pseudoöffentlichkeit in der allgemeinen Wahrnehmung zu normalisieren. Malls sind in ihrer Architektur und Gestaltung öffentlichen Einkaufsstraßen weitestgehend nachempfunden; teilweise sogar mit kleinen inszenierten »Plätzen«, die über Bänke, und Springbrunnen oder Ähnliches verfügen. Im Gegensatz dazu gilt innerhalb der Malls jedoch privates Hausrecht, wodurch Kernfunktionen des Öffentlichen ausgeklammert werden: Aufenthalt ohne Konsum ist kaum möglich, unerwünschte Personen können von Security-Personal hinausgeworfen werden und öffentliche Rede oder Formen des Protestes sind aus diesen semiöffentlichen Räumen ausgeschlossen.¹²

Eine andere Ökonomisierungsstrategie ist die Einrichtung eines sogenannten »BID«, (Business improvement Districts). Das Konzept des BID, das in den 60ern in Kanada erfunden wurde, wird etwa seit der Jahrtausendwende auch in Deutschland angewandt.¹³ Hierbei wird das Mall-Prinzip gewissermaßen auf die Straße übertragen: Immobilieneigentümer*innen einer Straße schließen sich zu einer Interessengemeinschaft zusammen, die dann bestimmte, zuvor staatlich regulierte Aufgaben im öffentlichen Raum übernimmt, mit dem Ziel, so die ökonomische Standortqualität zu verbessern. So können zum Beispiel private Security- und Putzdienste engagiert oder öffentliche Flächen umgebaut werden, z. B. mit neuer Straßenmöblierung oder Beleuchtung.¹⁴ Diese Ökonomisierung schließt selbstverständlich die Personen von der Nutzung des Öffentlichen Raums aus, die nicht am Shopping-Geschehen teilnehmen können oder wollen. Das wird unter anderem durch Details in der Gestaltung zum Ausdruck gebracht, wie beispielsweise Überwachungskameras, Skatestoppern

und Bänken, die durch ihre Gestaltung verhindern, dass darauf geschlafen werden kann;¹⁵ sogenannte »defensive Architektur«.

Im Beispiel der großen Bergstraße hat sich durch den Abriss des Frappant-Komplexes und den Einzug der Ikea-Filiale in den Jahren 2010 bis 2017 viel verändert. Dort sind über die Jahre bereits einige der familiengeführten Imbisse und kleinen Läden durch Bäckereiketten und schickere Läden verdrängt worden; ein Prozess, der sich vermutlich weiter fortsetzen wird.¹⁶

Das Schicksal der großen Bergstraße ist nur ein Beispiel für einen Prozess, der sich an sehr vielen Orten vollzieht. Um im Hamburger Kontext zu bleiben, lassen sich der Steindamm oder die Wandsbeker Chaussee nennen, als zwei von den insgesamt 23 anderen Straßen, in denen BID ausgerufen sind, um eine »Verbesserung« der Lage anzustoßen.¹⁷ Beides sind öffentliche Räume, die äußerst belebt wirken und über eine aktive Szene lokaler Nutzer*innen verfügen, die zu großen Teilen sicher nicht die Meinung teilen würden, ihre Straße sei in irgendeiner Weise funktionsgestört, deren Meinung jedoch nicht erfragt wird.

Was aber ist das Problem, wenn durch die Teilprivatisierung und die Kommerzialisierung öffentlichen Raums große Teile der vorherigen Nutzer*innengruppen verdrängt werden?

Neben den Verlusten, die das selbstverständlich für die verdrängten Personen bedeutet, ist es auch für die Gesellschaft im Ganzen und für die Stadt als Sozialraum eine problematische Entwicklung: Die Begegnung von Menschen unterschiedlicher Milieus im öffentlichen Raum ist unerlässlich für die Kenntnisnahme von Realitäten außerhalb der eigenen und damit auch für gegenseitige Empathie.¹⁸ Twickel zufolge besteht zudem der Kern des Urbanen aus ebenjener Durchmischung vieler Lebensrealitäten auf engem Raum und aus den informellen Zwischenzonen, die nicht durchgeplant, aufpoliert und durchkommerzialisieren sind, sondern unerwartete Begegnungen und Erfahrungen ermöglichen. Daher geht der Stadt mit dem Verlust des öffentlichen Raums auch ihr wahres Wesen, ihre eigentliche Urbanität verloren.¹⁹

Vernetzung gegen Gentrifizierung

Die Bedeutung des Hauses für den Menschen beschreibt E. W. Heine sehr treffend mit den Worten: »Wir sperren Tiere in Ställe und züchten Pflanzen in Gewächshäusern. Wir leben und schlafen, arbeiten und genießen, gebären und sterben in der Welt unserer Häuser, ja, viele von uns opfern den größten Teil ihres Lebens für den Erwerb oder die Miete eines Hauses, nur um darin ihre verbliebene Freizeit verleben zu dürfen.«²⁰ Ein Dach über dem Kopf und vier Wände um sich herum zu haben, scheint dem Mensch eines der tiefsten

Grundbedürfnisse zu sein und ist, zumindest in der Gesellschaft, in der wir leben, ein ausschlaggebender Faktor für Teilhabe, Sicherheit und ein würdiges Leben. Wohnen ist dem Menschen existenziell, und die Krise des Wohnens, die uns in den Großstädten begegnet, daher eine absolut existenzielle Krise.

In deutschen Großstädten leben über 70% der Menschen zur Miete,²¹ und diese Miete wird mehr und mehr unerschwinglich für große Teile der Gesellschaft.

Gentrifizierung hat viele Facetten und kann immer wieder unterschiedlich verlaufen. Die »klassische« Gentrifizierungserzählung beginnt mit der Aufwertung eines vorher unauffälligen Arbeiter*innenviertel durch Studierende und Künstler*innen, die aufgrund der geringen Mieten dorthin ziehen und das Viertel durch hohe subkulturelle Aktivität, wie z. B. Off-Parties und eine alternative Kneipen- und Galerieszene, in einen neuen »Szenebezirk« verwandeln.²² Erst durch diese »Pionierphase«, so die Erzählung, wird das Viertel überhaupt für Investor*innen interessant, die dort Häuser erwerben und mit Sanierungen und steigenden Mieten die Bestandsmieter*innen vertreiben.

Auch wenn es sicher viele Fälle gibt, in denen Gentrifizierungsprozesse so oder ähnlich ablaufen, ist es doch zu kurz gegriffen, die Schuld für Verdrängungsdynamiken allein auf junge »kreative« Gentrifizierungstreiber*innen zu schieben, die proletarische Viertel erst hip machen. Diese Analyse lässt außer acht, dass viele Vertreter*innen der von Twickel treffenderweise als »Laptop-Proletariat« bezeichneten Gruppe sich ebenfalls in prekären Jobs und Lebenslagen befinden, auf günstige Mieten angewiesen sind und in Gentrifizierungsprozessen unter die Räder kommen.²³ Vor allem aber verschleierte sie das System, das hinter Verdrängungsprozessen steht und diese überhaupt erst ermöglicht: An Gentrifizierung besteht ein großes wirtschaftliches und stadtpolitisches Interesse, und sie wird dementsprechend durch politische Entscheidungen subventioniert und vorangetrieben.

Was für ein lukratives Geschäft mit dem Mietenboom zu machen ist, zeigt beispielsweise ein Blick auf den Aktienkurs des Wohnungsunternehmens Deutsche Wohnen, der sich in den letzten sieben Jahren vervierfacht hat.²⁴ Doch oft spielen auch staatliche Entscheidungen eine große Rolle in Gentrifizierungsprozessen, denn der Wille zur Kommerzialisierung spielt im Bezug auf den Wohnungsmarkt eine ebenso große Rolle wie im öffentlichen Raum. Die unternehmerische Stadt muss Gewinn erwirtschaften und steht in Konkurrenz zu anderen Städten um Subventionen, steuerzahlende Einwohner*innen und Tourist*innen.

Nach dieser Logik wird Aufwertung zu einer Zielsetzung von Stadtpolitik,

weil sie attraktivere und wirtschaftsstärkere Stadtviertel verspricht.²⁵

Von städtischer Seite werden Gentrifizierungsprozesse beispielsweise oft durch die Festlegung von Sanierungsgebieten angestoßen. In diesen Gebieten werden öffentliche Infrastrukturen verbessert und durch staatliche Subventionen Anreize für Investor*innen geschaffen, die Häuser im Viertel durch Modernisierungsmaßnahmen ebenfalls aufzuwerten. Die vorher verkündeten Absichten, die Sozialstrukturen der Viertel erhalten zu wollen, bewahrheiten sich praktisch nie, da die Modernisierungen zwangsläufig zu einem drastischen Anstieg der Mieten und damit zu Verdrängung führen.²⁶

Zur Begründung dieser Immobilienwirtschaftsfreundlichen Stadtpolitik wird auch immer wieder argumentiert, es sei wichtig, möglichst attraktive Bedingungen für Investor*innen und Immobilienkonzerne zu schaffen, damit diese Interesse daran hätten, neue Wohnungen zu bauen und so zur Beruhigung des Wohnungsmarktes beizutragen. Da es jedoch viel lukrativer ist, Wohnungen für das mittlere oder hochpreisige Segment zu bauen, geht diese Theorie allerdings nicht auf; zumindest nicht aus Sicht der ärmeren Bevölkerungsgruppen. Andrej Holm stellt fest: »Und tatsächlich finden sich in der 140-jährigen Geschichte des Wohnungsbaus seit dieser Feststellung [...] keine Beispiele für die Errichtung preiswerter Mietwohnungen durch private Marktteilnehmer.«²⁷

Gleichzeitig ist die soziale Wohnungspolitik, die seit dem zweiten Weltkrieg abfedernd eingriff, wo der privatwirtschaftliche Wohnungsmarkt für allzu große soziale Härten sorgte, seit den 80er Jahren auf dem Rückzug.²⁸ Seit einer Verschärfung des Mietrechts im Jahr 2013 sind beispielsweise Zwangsräumungen einfacher möglich. Welche schwerwiegenden Folgen dies haben kann, zeigte sich allein in Berlin in Jährlich etwa 6000 Fällen.²⁹ Ebenso hat sich in der Rechtsprechung eine Erleichterung von Eigenbedarfskündigungen durchgesetzt, die den zweithäufigsten Grund des Wohnungsverlustes darstellen und häufig gezielt als Entmietungsstrategie eingesetzt werden.³⁰

Und auch im Bereich des sozialen Wohnungsbaus läuft es nicht wirklich gut: Laut einer Studie des Pestel Institutes hat Deutschland ein Defizit von 4,2 Mio. Sozialwohnungen,³¹ während gleichzeitig im Jahr nur etwa 10.000 Sozialwohnungen neu gebaut werden.³² Dieser schlechte Schnitt ist in Teilen auch durch das Verfahren zum Errichten neuer Sozialwohnungen zu erklären: Private Investor*innen bekommen beim Neubau hohe staatliche Subventionen, wenn sie einen Teil der Wohnungen für kurze Zeit als sozialen Wohnraum zur Verfügung stellen. Diese Sozialbindung verfällt jedoch, sobald der*die Investor*in die Kredite zurückgezahlt hat, und die Wohnungen sind nunmehr normale Wohnungen am privatwirtschaftlichen Markt. Dieses Verfahren führt

dazu, dass jedes Jahr mehr Sozialwohnungen aus der Sozialbindung herausfallen, als neue gebaut werden, und kostet den Staat auch weitaus mehr, als selbst Sozialwohnungen zu bauen, die auf lange Sicht in staatlicher Hand verbleiben können. Auch dies ist also wieder eine Subventionierung der privaten Immobilienwirtschaft, während Haushalte mit unterdurchschnittlichem Einkommen auf der Strecke bleiben und über kurz oder lang immer weiter aus der Stadt hinausgedrängt werden.³³

Die Folgen dieser massiven Verdrängungsprozesse sind auf persönlicher wie gesamtgesellschaftlicher Ebene schwerwiegend. Viele Opfer von Verdrängungsprozessen müssen mit ihren angestammten Nachbarschaften ihren Lebensmittelpunkt und ihr soziales Umfeld hinter sich lassen; Arbeitswege verlängern sich häufig drastisch, Kinder müssen Schulwechsel auf sich nehmen, mobilitätseingeschränkte Senior*innen sind von Einsamkeit bedroht, wenn sie das soziale Netz ihrer Nachbarschaft verlieren, und in den Schlimmsten Fällen droht sogar Obdachlosigkeit.³⁴

Berlin hat in den letzten 30 Jahren eine besonders brutale Gentrifizierung erfahren. Allein zwischen 2008 und 2018 sind die Mieten in Wohnungen mit alten Mietverträgen um durchschnittlich 37% gestiegen; durch Neuvermietungen kann im Schnitt ein Mietsprung von 4€/qm erreicht werden und Kaufpreise für Wohnungen haben sich verdreifacht.³⁵ Und auch in Zukunft sind weitere Mietsteigerungen prognostiziert. Eine stadtpolitische Entscheidung, die unter anderem zu dieser Situation beigetragen haben dürfte, waren die Privatisierung großer Teile des städtischen Wohnungsbesitzes: rund 220.000 Wohnungen wurden in Berlin in den letzten Jahrzehnten an Hedgefonds, Immobilienkonzernen und Anleger*innen verkauft.³⁶ Dadurch teilen mittlerweile wenige große Wohnungskonzerne einen großen Teil der Berliner Wohnungsbestände unter sich auf. Die Stadt Berlin versucht derzeit in einigen Fällen, diese Verfehlungen zurückzudrehen und kauft für ein Vielfaches des ursprünglichen Verkaufspreises Wohnungen von den Immobilienkonzernen zurück.³⁷

Ein Versuch, der Mietexplosion etwas entgegenzusetzen, war der sogenannte Mietendeckel, den der rot-rot-grüne Senat Anfang 2020 eingeführt hatte, der allerdings nun, ein Jahr später, bereits wieder vom Bundesverfassungsgericht gekippt worden ist.³⁸ Mieter*innen müssen die über ein Jahr angesammelten Mieteinsparungen nun binnen einer kurzen Frist zurückzahlen. Auch wenn sich die Begründung des Gerichts auf eine juristische Feinheit und nicht auf den Mietendeckel an sich bezieht, zeigt dieser Vorgang dennoch, dass von staatlicher Seite wenig Hilfe in der Wohnungskrise zu erwarten ist.

Aus diesem Grund haben sich mittlerweile diverse Bürger*inneninitiativen

und Bündnisse gebildet, die gegen Gentrifizierung und Verdrängung ankämpfen

Das Bündnis »Zwangsräumungen verhindern« etwa, das sich auf vielfältigen Wegen gegen Zwangsräumungen engagiert.³⁹ Oder die Mieter*innen aus Häusern, die zum Firmengeflecht von Gijora Padovicz gehören, die gemeinsam den Blog »Padowatch« betreiben, auf dem sie über die illegalen Machenschaften ihres Vermieters aufklären und sich untereinander vernetzen. Padovicz, der auch der Besitzer der Liebigstraße 34 ist, glänzt immer wieder durch Praktiken wie spekulativen Leerstand, unbegründete Kündigungen, das systematische Verschleppen von Sanierungsmaßnahmen oder das Erschleichen staatlicher Fördergelder und kann durchaus als Paradebeispiel für viele Probleme des Berliner Mietmarktes herhalten.⁴⁰

Den vermutlich größten Kampf führt aktuell das Bündnis deutsche Wohnen enteignen: Die Bürger*inneninitiative hat es sich zum Ziel gesetzt, den Wohnungsbesitz großer Immobilienfirmen, die über 3.000 Wohnungen in Berlin besitzen, zu vergesellschaften und zu diesem Zweck einen Volksentscheid angestoßen, für den derzeit Unterschriften in Berlin gesammelt werden.⁴¹ Auch wenn es im Grundgesetz einen Artikel gibt, der eine solche Enteignung zum Zweck des Allgemeinwohls möglich machen würde, erscheint jetzt, nach dem Scheitern des Mietendeckels, noch unwahrscheinlicher, dass der Antrag tatsächlich durchkommen könnte. Die wahrscheinlichere Perspektive ist wohl, dass wieder Begründungen gefunden werden, wieso nicht geht, was den Interessen des Kapitals widerspricht.

Daher ist die Wut, die sich in militanteren Aktionsformen zeigt, durchaus verständlich: vom 26. bis 29. September 2019 fanden beispielsweise die »Tu mal wat!«-Aktionstage in Berlin statt, zu denen ein Bündnis aus verschiedenen räumungsbedrohten Projekten aufgerufen hatte. Diese Aktionstage waren schon dem Namen nach sehr direkt auf den Tuwat-Kongress bezogen, der im August 81 aus Protest gegen angekündigte Räumungen von besetzten Häusern stattfand. Die Tu mal wat-Aktionstage bestanden unter anderem aus mehreren Demos, Besetzungen und Angriffen auf die Niederlassungen von großen Immobilienkonzernen.⁴²

Dezentrale Selbstorganisation in lokalen Gruppen und Initiativen kann nicht auf einen Schlag das Rad der Gentrifizierung aufhalten. Doch auch wenn oft nur kleine Etappensiege errungen werden können und auch viele Aktionen scheitern, ist eine solidarische Vernetzung ein absolut unerlässliches Tool im Kampf gegen Verdrängung, steigende Mieten und den generellen Ausverkauf der Stadt in unterschiedlichen Kontexten. Denn nur im Zusammenschluss und

durch gemeinsame politische Arbeit kann politische Teilhabe überhaupt gewährleistet werden. Vernetzung ist notwendig, um die strukturelle Qualität der eigenen Erfahrungen erkennen zu können, und sie ist auch auf psychologischer Ebene wichtig, um zu sehen, dass man nicht alleine dasteht und dass es sich lohnt, für die eigenen Rechte zu kämpfen. Vor allem aber ist Vernetzung auch ein sehr pragmatisches Tool, da Erfahrungen und Wissen geteilt werden kann, anfallende Arbeiten auf viele Schultern verteilt und gemeinschaftliche Strategien entwickelt werden können.

Genau in diesen Kämpfen übernehmen auch besetzte Häuser eine zentrale Rolle. Die Hausbesetzer*innenbewegung in den 70ern entstand als Antwort auf damals bereits zunehmende Mietsteigerungen und Verdrängungsprozesse und ging aus lokalen Bürgerinitiativen und Mieter*innengruppen hervor.⁴³

Neben den pragmatischen Gründen – spekulativer Leerstand auf der einen, Wohnungsnot und Verdrängung auf der anderen Seite – spielte in der Häuserbewegung immer auch der Wunsch nach Autonomie, nach einem freien und selbstbestimmten Leben eine Rolle. Die Häuser zu besetzen; sich seinen Anteil an der Stadt selbstständig zu nehmen, war für viele Besetzer*innen ein zutiefst emanzipatorischer Akt.⁴⁴ Der Alltag, der in diesen Häusern gelebt wurde, sollte ebenso emanzipatorisch und selbstorganisiert sein; unabhängig von staatlicher Kontrolle und kapitalistischen Verwertungslogiken; frei von patriarchaler und rassistischer Unterdrückung und der Doktrin der Kleinfamilie. Auch wenn die Bewegung beim Verfolgen dieses Anspruches auf zahlreiche Probleme gestoßen ist, so zeigen Besetzungen doch auf zweierlei Ebenen, was durch solidarisches, emanzipatorisches Handeln erreicht werden kann:

Auf der symbolischen Ebene stehen besetzte Häuser für Protest gegen den neoliberalen Ausverkauf der Städte und sind dabei für Investor*innen, Eigentümer*innen und Stadtpolitik durchaus störender Sand im Getriebe der Verwertung. Auf der pragmatischen Ebene konnten besetzte Häuser schon zahlreichen Menschen, die sonst vermutlich von Verdrängungsprozessen betroffen gewesen wären, ein zumindest temporäres Zuhause bieten, oder Räume für Rückzug und Empowerment für prekarierte oder unterdrückte Gruppen darstellen. Darüber hinaus waren und sind diese Räume elementar für politische Arbeit und Vernetzung. Sie bieten häufig unkommerzielle Veranstaltungsräume, in denen z. B. durch Soliparties oder Barabende Geld für politische Arbeit eingenommen werden kann oder auch Lesungen, Filmscreenings und Podiumsdiskussionen zu politischen Themen stattfinden können.

Vor Allem aber braucht es Räume, in denen die zuvor beschriebene nachbarschaftliche Vernetzung stattfinden kann; auch für diese Zwecke sind die

unkommerziell nutzbaren Räume von Hausprojekten und Besetzungen häufig elementar. Politgruppen finden dort häufig Räume zum Plenieren, es werden nachbarschaftliche Vernetzungstreffen abgehalten und über informative Events Menschen politisiert.⁴⁵ Dies dürfte unter Anderem auch begründen, warum D Liebig 34 und Rigaer 94 im Interview als »Gentrifizierungsbremsen« beschreibt.

Schlußendlich ist jedoch für alle Form der politischen Nachbarschaftsarbeit auch die informelle Vernetzung äußerst wichtig. Denn um sich mit der eigenen Nachbarschaft zu vernetzen, muss man dieser erst einmal begegnen, seine Nachbar*innen kennenlernen und das Gefühl bekommen, ein gemeinschaftlicher Kiez und nicht nur eine anonyme Wohngegend zu sein. Für diese informelle »Freundschafts-Entstehungs-Vernetzung«, wie D es beschreibt, hatte der Dorfplatz sicherlich eine zentrale Funktion; und das nicht zuletzt, weil er von den Bewohner*innen der Liebigstraße immer sehr aktiv mit unkommerziellen Veranstaltungen wie Küfa oder Konzerten bespielt wurde.

1 Wildner / Berger: »Das Prinzip des öffentlichen Raums« in: »Dossier Stadt und Gesellschaft«: Bundeszentrale für Politische Bildung, 09.07.2018; Link: <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216873/prinzip-des-oeffentlichen-raums>

2 Wildner / Berger, 2018

3 Wildner / Berger, 2018

4 Wildner / Berger, 2018

5 Heine, Ernst Wilhelm: »New York liegt im Neandertal«: Diogenes Verlag, 1984; Zürich, S. 102

6 Wildner / Berger, 2018

7 Wildner / Berger, 2018

8 Michel, Boris: »Privatisierung, Kommerzialisierung, Festivalisierung – Diagnosen zu Ökonomisierung des öffentlichen Raums« in: »Dossier Stadt und Gesellschaft«: Bundeszentrale für Politische Bildung, 09.07.2018; Link: <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216875/oekonomisierung-des-oeffentlichen-raums>

9 Twickel, Christoph: »Gentrifidingsbums«: Edition Nautilus, 2010, Hamburg; S.14

10 Twickel, 2010, S. 14

11 Twickel, 2010, S.14

12 Michel, 2018

13 Michel, 2018

14 Twickel, 2010, S. 14

15 Twickel, 2010; S. 15

16 Klier, Johanna: »Große Bergstraße 1« 2010; »Große Bergstraße 2«, 2014; Website: <https://www.johannaklier.net/zustand-der-stadt/grosse-bergstrasse-1.php>

17. Hamburg.de: »Die Business Improvement Districts in Hamburg«; kein Datum angegeben; Website: <https://www.hamburg.de/bid-projekte/>

18 Siller, Peter: »Teilhaber nehmen! Konturen einer Politik der öffentlichen Räume und Netze«: in: böll.brief: »Öffentliche Räume #1«: Heinrich Böll Stiftung, 2019, S. 20

19 Twickel, 2010, S. 16

20 Heine, Ernst Wilhelm, 1984

21 Holm, Andrej: »Wiederkehr der Wohnungsfrage«, in: Aus Politik und Zeitgeschichte; 64. Jahrgang: »Wohnen«: Bundeszentrale für politische Bildung, 2014a, S. 25

22 Holm, Andrej: »Wir bleiben ALLE! Gentrifizierung – Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung«: unrast Verlag, 2010, S. 30-32

23 Holm, 2010, S.106

24 Awan, Lubena / Baum, Andreas / Gegg, Michael / Gennies, Sidney / Lehmann, Hendrik / Meidinger, David / Wittlich, Helena: »Wer profitiert vom Berliner Mietmarkt?« Interaktive Analyse online auf interaktiv.tagesspiegel.de, 2019; Link: <https://interaktiv.tagesspiegel.de/lab/mieten-und-renditen/>

25 Holm, 2010, S.41 – 42

26 Holm, 2010, S.12

27 Holm, Andrej: »Mietenwahnsinn – Warum Wohnen immer teurer wird und wer davon profitiert«: Knaur Verlag, 2014b, S.32

28 Holm, 2014b, S. 101

29 Holm, 2014b, S. 113

30 Holm, 2014b, S. 113

31 Holm, 2014a, S.25

32 Holm, 2014b, S. 161

33 Holm, 2014b, S. 162

34 Initiative Deutsche Wohnen & Co enteignen; Website: <https://www.dwenteignen.de/warum-enteignen/>

35 Holm, Andrej: »Wohnungskrise in Berlin: Verdrängung als Geschäftsmodell«: online auf: Gentrificationblog, 2019, Link: <https://gentrificationblog.wordpress.com/2019/10/08/berlin-verdraengung-als-geschaeftsmodell/>

36 Holm, 2019

37 Waßmuth, Carl: »Skandalöse Wohnungsrückkäufe in Berlin« online auf: Lunapark 21 – Zeitschrift zur Kritik der globalen Ökonomie, 2020; Link: <https://www.lunapark21.net/skandaloes-wohnungsrueckkaeufe-in-berlin/>

38 Jürgens, Isabell: »Berliner Mietendeckel gekippt: Was Mieter wissen müssen«, online auf: www.morgenpost.de, 17.04.2021; Link: <https://www.morgenpost.de/berlin/article232043381/berlin-mietendeckel-ungueltig-karlsruhe-bundesverfassungsgericht-gekippt.html>

39 Zwangsräumungen Verhindern, Website: <https://zwangsräumung-verhindern.nostate.net>

40 Padowatch Blog; Website: <https://padowatch.noblogs.org>

41 Initiative Deutsche Wohnen & Co enteignen; Website: <https://www.dwenteignen.de/warum-enteignen/>

42 Interkiesionale: »Tu mal wat! Reclaim the city; Chronik und Auswertung der Aktionstage«, Fanzine, kein Datum

43 Sichtermann, 2017, S.12

44 Sichtermann, 2017, S.15

45 Besetzt Mal Reader: »Besetzung Theorie&Praxis«, keine Datumsangabe, kein Verlag, S.5



Fazit

Im Laufe dieser Arbeit habe ich viel gelernt und viele überraschende Feststellungen gemacht. Auf den ersten Blick schien die Methode der Interviews nicht besonders zielführend zu sein, um Schlüsse über die physische Gestaltung des Hauses zu ziehen. Ich habe in den meisten Interviews eher die Erfahrung gemacht, dass Interviewpartner*innen die Frage nach der physischen Gestaltung im Kontext des Hauses als relativ unwesentlich betrachtet haben oder sich nicht besonders präsent daran erinnern konnten.

Dennoch hatte ich den Eindruck, dass auf subtilere Art viele Bezüge zu Gestaltungsthemen und Fragen des physischen Wohnumfeldes in den Gesprächen präsent waren. Für mich hat sich dies vor Allem durch die in vielen verwendeten Begrifflichkeiten und Anekdoten durchscheinenden emotionalen Bezüge zum physischen Haus und seinen Räumen gezeigt.

So zum Beispiel im Kontext der Küchen, in denen Wohnumfeld, politisches Projekt und soziale Gruppe so sehr miteinander verwoben sind, dass A die Begriffe von »Haus« und »Küche« für alle drei Kategorien verwendet. In den Gesprächen über Öfen und Graffitis wird das Haus wiederholt als ein Ort beschrieben, in dem Erfahrungen gemacht und innere Prozesse vollzogen werden können, als »Room to figure things out«, wie C es ausdrückt. Im Gespräch über den Dorfplatz sagt D, sie habe das Haus jetzt, nach der Räumung, »in sich drinnen« und beschreibt, wie intensiv sie sich an haptische Eindrücke, Gerüche und Geräusche erinnert, weil ihr all das »viel bedeutet« hat. Den Verlust des Hauses vergleicht sie mit Liebeskummer, und ihre Wut und Enttäuschung über zwischenmenschliche Dynamiken drückt sie aus, indem sie gegen das Haus spuckt.

Alle diese Beispiele verdeutlichen, wie sehr die Trennlinien zwischen dem Haus als Gebäude, dem Kollektiv und den gemachten Erfahrungen emotional verschwimmen.

Dass sich diese Ebenen wechselseitig beeinflussen, zeigt sich auch in den Funktionen der einzelnen Gestaltungseinheiten: Besonderheiten des Hauses, wie Schäden oder veraltete Infrastrukturen, haben großen Einfluss auf die

Gestaltung des Alltags und beeinflussen das Verhalten im Kollektiv. Im Falle der Öfen, die etwas umständlich in der Bedienung sind und gegenseitige Unterstützung und die Weitergabe von Wissen und Erfahrung erfordern; oder am Beispiel der Stockwerkküchen, aufgrund derer sich eine Kleingruppenorganisation innerhalb des größeren Kollektivs durchgesetzt hat.

Gleichzeitig werden die physischen Gegebenheiten des Wohnraums auch genutzt, um Einfluss auf zwischenmenschliche Prozesse zu nehmen, wie im Falle der Graffitis, die sich als Teil der Debattenkultur etabliert haben, oder im Kontext des Dorfplatzes, der zu Zwecken der Vernetzung und zur Öffnung des Kollektivs nach außen genutzt wird.

Im Bereich des Politischen lässt sich feststellen: Wenn der Kampf gegen Verdrängung Teil des Alltags ist, ist das Wohnen an sich Widerstand. Und wenn das Wohnen als politisch begriffen wird, besitzt jede Alltagstätigkeit und jeder Raum, in dem sie ausgeführt wird, eine politische Dimension.

Das physische Haus und die darin erlebten Realitäten sind untrennbar miteinander verwoben; Gemeinschaftserfahrungen sind an die Eigenheiten des spezifischen Ortes, dieses einen, besonderen Gebäudes gebunden. Utopien und Erfahrungen werden durch das Räumliche geschaffen und in ihm ausgedrückt; und mit der Räumung eines Wohnprojektes und seiner Renovierung hin zur Normvorlage des sanierten Altbaus werden damit mehr als nur sichtbare Gestaltungsmerkmale zerstört.

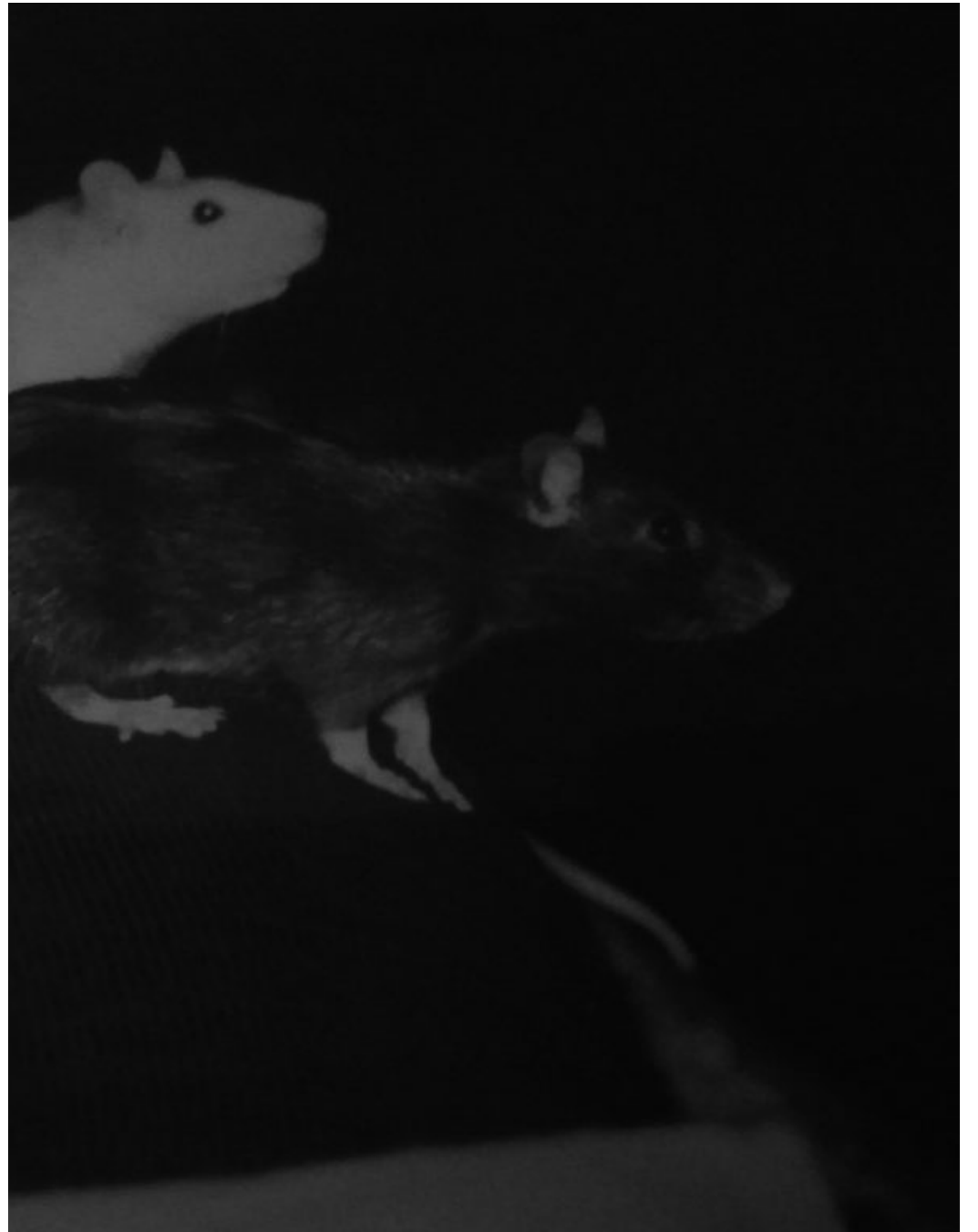
Am Ende erzählt dies auch viel über die grundsätzliche Beziehung des Menschen zum Haus als der Hülle des Wohnens. Wie E. W. Heine es ausdrückt:

»Die Liebe [...] ist eine der stärksten Antriebskräfte der beseelten Natur. Stärker als die Liebe ist nur noch die Angst. Zu diesen beiden Urtrieben gesellt sich beim Menschen ein dritter: der Trieb, den Raum zu gestalten, zu bauen und zu wohnen.« Heine, 1984, S.21)

Für mich hat sich durch diese Arbeit ein weiterer Zugang eröffnet zu der Frage, was Städten verloren geht mit der Verdrängung von Freiräumen und alternativen Projekten:

Mit dem Ausverkauf der Städte und der mangelnden Verfügbarkeit von physischen Räumen geht uns kollektiv die Möglichkeit verloren, mitzugestalten. Die Möglichkeit, den Raum unserer Häuser zu gestalten, ebenso wie den Raum unserer Städte durch ebene Häuser; und damit auch die Möglichkeit, die Gesellschaft im Ganzen mitzugestalten, unsere Vorstellungen von Gemeinschaft, unsere politischen und sozialen Ideale und Utopien einzubringen.

Mitgestaltung braucht Raum.



Literaturverzeichnis

Amantje, »Das Private ist Politisch« – Häuserkampf und Gender»; in: *Femina Politica* 1/2012, Verlag Barbara Budrich

Auerbach, Lisa: »Don't Do it yourself« in: *Journal of Aesthetics and Protest* Nr. 6., 2008

Baier, Andrea/Müller, Christa / Werner Karin: »Stadt der Communiten – neue urbane Räume des Do it Yourself«: Transcript Verlag, Bielefeld 2013

Austilat, Andreas: »Kohlehändler in Berlin: Der Ofen geht aus«, Artikel online auf: <https://www.tagespiegel.de/berlin/kohlenhaendler-in-berlin-der-ofen-geht-aus/19440202.html>

Awan, Lubena / Baum, Andreas / Gegg, Michael / Gennies, Sidney / Lehmann, Hendrik / Meidinger, David / Wittlich, Helena: »Wer profitiert vom Berliner Mietmarkt?« Interaktive Analyse online auf interaktiv.tagespiegel.de, 2019; Link: <https://interaktiv.tagespiegel.de/lab/mieten-und-renditen/>

berlin.de: »Vielen alten Holzöfen droht die Abschaltung«, Artikel online auf: <https://www.berlin.de/special/immobilien-und-wohnen/energie-und-tarife/6024459-932375-vielen-alten-holzoeefen-droht-die-abschal.html>

Besetz Mal Reader: »Besetzung Theorie&Praxis«, keine Datumsangabe, kein Verlag

Beyer, Dennis: »Der Denkmalwert von Illegalität – Streetart als visuelle Erinnerungskultur« in: *Technische Universität Berlin: Graue Reihe des Instituts für Stadt- und Regionalplanung*, Heft 39, Hg: Forum für Stadt und Regionalplanung E.V., 2012

Cozycoldkitchentalks: <https://cosycoldkitchentalks.noblogs.org>

Dowling, Emma: »Der Preis der Liebesmüh. Die politische Ökonomie der Intimität«, in: Bärtsch, Drognitz, Eschenmoser, Grieder, Hanselmann, Kamber, Rauch, Raunig, Schreibmüller, Schrick, Umurungi, Vanecek (Hg.): »Ökologien der Sorge«, transversal texts, Wien 2017

Farin, Klaus: »Do it yourself«, in: *Onlinedossier »Jugendkulturen in Deutschland«: bundeszentrale für politische Bildung*, 03.03.2010, Link: <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/jugendkulturen-in-deutschland/36217/do-it-yourself>

Federici, Silvia: »Wages against Housework«: *Power of women collective/Falling Wall Press*, 1975

Frauencafe Moabit: »Frauenbewegung und Häuserkampf – unversöhnlich?«: Verein für Frauenkommunikation Moabit e.V., Berlin, 1982

Heine, Ernst Wilhelm: »New York liegt im Neandertal«: *Diogenes Verlag*, 1984; Zürich

Hamburg.de: »Die Business Improvement Districts in Hamburg«; kein Datum angegeben; Website: <https://www.hamburg.de/bid-projekte/>

Henkel, Mathias: »Der Kachelofen – Ein Gegenstand der Wohnkultur im Wandel«; *Göttinger philosophische Dissertationen*, 1996

Herausgeber_innenkollektiv: »Fantifa – feministische Perspektiven auf antifaschistische Politik«: *Edition Assemblage*, 2013

Hoeder, Ciani – Sophia: »Unter Schwarzen: Sind ›Safe Spaces‹ heilend, selektiv, beides oder nichts?« online auf: <https://rosa-mag.de/unter-schwarzen-sind-safe-spaces-heilend-selektiv-beides-oder-nichts/>

Holm, Andrej: »Wiederkehr der Wohnungsfrage«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*; 64. Jahrgang: »Wohnen«: *Bundeszentrale für politische Bildung*, 2014a

Holm, Andrej: »Wir bleiben ALLE! Gentrifizierung – Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung«: unrast Verlag, 2010

Holm, Andrej: »Mietenwahnsinn – Warum Wohnen immer teurer wird und wer davon profitiert«: *Knaur Verlag*, 2014b

Holm, Andrej: »Wohnungskrise in Berlin: Verdrängung als Geschäftsmodell«: online auf: <https://gentrificationblog.wordpress.com/2019/10/08/berlin-verdraengung-als-geschaeftsmodell/>

Klier, Johanna: »Große Bergstraße 1« 2010; »Große Bergstraße 2«, 2014; Website: <https://www.johannaklier.net/zustand-der-stadt/grosse-bergstrasse-1.php>

Initiative Deutsche Wohnen & Co enteignen; Website: <https://www.dwenteignen.de/warum-enteignen/>

Interkëzionale: »Tu mal wa! Reclaim the city; Chronik und Auswertung der Aktionstage«, Fanzine, kein Datum

Jürgens, Isabell: »Berliner Mietendeckel gekippt: Was Mieter wissen müssen«, online auf: [www.morgenpost.de](https://www.morgenpost.de/berlin/article232043381/berlin-mietendeckel-ungueultig-karlsruhe-bundesverfassungsgesicht-gekippt.html), 17.04.2021; Link: <https://www.morgenpost.de/berlin/article232043381/berlin-mietendeckel-ungueultig-karlsruhe-bundesverfassungsgesicht-gekippt.html>

Kunde, Jeanette: »Geschichte der Heizung – Der Weg vom Feuer zur Heizungsanlage«; Artikel online auf: <https://www.heizung.de/05.04.2020>; Link: <https://www.heizung.de/05.04.2020>; Link: <https://www.heizung.de/heizung/wissen/geschichte-der-heizung-der-weg-vom-feuer-zur-heizungsanlage/>

Kaldewey, David: »Der Campus als ›Safe Space‹? Zum Theoretischen Unterbau einer neuen Bewegung«, in: *Engelemeier, Hanna/Felsch, Philipp (Hg): Mittelweg* 36, 4/5, 2017 2017 S.4

Kokits, Maya/Thuswald, Marion: »gleich sicher? sicher gleich? Konzeptionen (queer)feministischer Schutzräume«, in: *Femina Politica*, Ausgabe 1/2015, Verlag Barbara Budrich, 2015

Lesiak, Isabella: »Eine kleine Geste an der Wand«: *Diplomarbeit Uni Wien*, 2011

Malachowski, Marcel: »Es ist der Traum von kollektiver Verantwortung füreinander«. Interview mit ehemaligen Bewohner*innen der L34, in: *Telepolis*, 12.08.2020; <https://www.heise.de/tp/features/Es-ist-der-Traum-von-kollektiver-Verantwortung-fuereinander-4868571.html>

Maggic, Mary: »Housewives Making Drugs«, online auf: [media.mit.edu](https://www.media.mit.edu/projects/housewives-making-drugs/overview/), Projekt war aktiv: 09/2016 bis 06/2017 Link: <https://www.media.mit.edu/projects/housewives-making-drugs/overview/>

Michel, Boris: »Privatisierung, Kommerzialisierung, Festivalisierung – Diagnosen zu Ökonomisierung des öffentlichen Raums« in: »Dossier Stadt und Gesellschaft«: *Bundeszentrale für Politische Bildung*, 09.07.2018; Link: <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216875/oekonomisierung-des-oeffentlichen-raums>

Miklautz/Lachmayer/Eisendle, »Die Küche – zur Geschichte eines architektonischen, sozialen und imaginativen Raums«: *Böhlau*, 1999

Padowatch Blog; Website: <https://padowatch.noblogs.org>

Pallaver, Greta: »Sanierung ohne Verdrängung – energetische Gebäudesanierung zwischen Klimakrise und Recht auf Wohnen«; In: *Rosa Luxemburg Stiftung – Analysen*; Nr. 59; 2019

Reitsamer, Rosa: »Was wurde aus D.I.Y.? Von der Subkultur zum Neoliberalismus« in: »Modethema«: *Bildpunkt – Zeitschrift der ig Bildende Kunst* #55, Herbst 2020

Roestone Collective: *Safe Space: »Towards a Reconceptualization« in: »Antipode Vol. 46 No.5«: Antipode Foundation* 2014

Schrader, Mila: »Gusseisenöfen und Küchenherde: Ein historischer Rückblick«: *Edition anderweit Verlag*, 2001

Seeßlen, Georg: »Semantic Healing«, online auf: [jungle.world.de](https://jungle.world/de/2015), 2015, Link: <https://jungle.world/artikel/2015/43/semantical-healing>

Silbermann, Alphons: »Die Küche im Wohnerlebnis der Deutschen«: *Springer*, 1995

Siller, Peter: »Teilhaber Ernst nehmen! Konturen einer Politik der öffentlichen Räume und Netze«: in: *böll.brief: »Öffentliche Räume #1«*: *Heinrich Böll Stiftung*, 2019, S. 20

Twickel, Christoph: »Gentrifidingsbums«: *Edition Nautilus*, 2010, Hamburg

Ulrich, Sarah: »Hä, was heißt denn FLINT?«, in: »Missy Magazine 06/20«, *Missy Magazine Verlag UG*, 2020, Online verfügbar unter: <https://missy-magazine.de/blog/2020/12/07/hae-was-heisst-denn-flint/>

Umweltbundesamt : »Emissionen aus Kleinfeuerungsanlagen in Wohngebieten« Artikel online auf: [www.umweltbundesamt.de](https://www.umweltbundesamt.de/themen/gesundheits/umwelt-einfluesse-auf-den-menschen/besondere-belastungssituationen/emissionen-aus-kleinfeuerungsanlagen-in-einsatz-von-kleinfeuerungsanlagen-in-wohngebieten), 02.02.2021; Link: <https://www.umweltbundesamt.de/themen/gesundheits/umwelt-einfluesse-auf-den-menschen/besondere-belastungssituationen/emissionen-aus-kleinfeuerungsanlagen-in-einsatz-von-kleinfeuerungsanlagen-in-wohngebieten>

Ward, Colin: »The future of the Design Profession«; Vortrag vom 30.11.1983; Veröffentlicht in: *Wilbert, Chris/White, Damian: »Autonomy, Solidarity, Possibility – The Colin Ward Reader«: AK Press*, 2011

Dunn, Kevin: »Global Punk«: *Bloomsbury Academic*, ePub; 2016

Waßmuth, Carl: »Skandalöse Wohnungsrückkäufe in Berlin« online auf: *Lunapark 21 – Zeitschrift zur Kritik der globalen Ökonomie*, 2020; Link: <https://www.lunapark21.net/skandaloes-wohnungsrueckkaeufe-in-berlin/>

Wildner / Berger: »Das Prinzip des öffentlichen Raums« in: »Dossier Stadt und Gesellschaft«: *Bundeszentrale für Politische Bildung*, 09.07.2018; Link: <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216873/prinzip-des-oeffentlichen-raums>

Winkler, Gabriele: »Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft«: *transcript Verlag*, 2015

Yaghoobifarah, Hengameh: »Was ist denn SWERF und TERF?«, in: »Missy Magazine 04/16«, *Missy Magazine Verlag UG*, 2016, Online verfügbar unter: <https://missy-magazine.de/blog/2016/12/01/was-ist-denn-swerf-und-terf/>

Zwangsraumungen Verhindern, Website: <https://zwangsraumungenverhindern.nostate.net>

Abbildungen

Titelfoto, Motiv Innencover S. 4 und S.75, Fotos S. 36, 39, 40, 41, 52, 69: Alle Dokumentationsmaterial aus der Liebig, Fotograf*in unbekannt.

